L.g.o. 813 h / 2

Novellen

und

Erzählungen

von

Dr. Carl Toepfer.

Zweiter Band.

1. Die Blödsinnige.
2. Der Mord.
3. Jean Jacques Rousseau, der Jüngling.
4. Der gespenstische Sänger.

Hamburg.
Bei G. W. Niemeyer.
1844.

Novellen

und

Erzählungen

von

Staats-
Bibliothek
Bamberg

I.

Die Blödsinnige.

Erzählung.

Einige Meilen entfernt von London liegt am Gestade des Meeres ein Oertchen, das meistentheils von Fischern bewohnt wird. In dem ärmlichen Wirthshause desselben sollte Anno 1760, in den ersten Tagen des Mai's, eine Hochzeit gefeiert werden. Sarah, die Tochter der Wirthin sah ihrer Kleidung nach ganz aus wie eine glückliche Braut, aber das unmuthige Gesichtchen widersprach. So trübe sieht das Auge eines Mädchens nicht, wenn das Ziel der Liebe erreicht ist — sie war also vielleicht wohl Braut, aber gewiß keine glückliche. Ueberzeugen wir uns davon. Belauschen wir sie, wie sie in dem Staate dasitzt mit hangenden Armen, niedergeschlagenen Augen, mit sich selber redend. Horchen wir, was ihre Lippen flüstern, denn sie wagt es nicht, laut zu reden, aus Furcht, die Mutter möchte hereintreten. „Ja, es ist gewiß," spricht Sarah, „meine Beschützerin in London hat

mich vergessen! — Und dennoch forderte sie mich auf, im Augenblick der Noth mich an sie zu wenden. Ich sollte auf sie zählen, dafür, daß Vater ihr Kind den Wellen entriß. Vor vierzehn Tagen schrieb ich ihr — kein Zeilchen Antwort! Sie läßt mich in mein Unglück gehen! — O William, William! Wüßtest Du, wie ich widerstrebe! — Ich kann mit dem fatalen Crabb nicht glücklich werden. Aber die Mutter ist gar zu — —.“ Gerade in Mitten dieser kritischen Phrase trat die Mutter in das Zimmer. Sarah schluckte geschwinde den Schluß ihres Monologes hinunter und stand auf. „Sieh da, Tochter,“ sprach Frau Rivers, „schon fertig? Das ist brav. Der Bräutigam wird ja wohl auch bald kommen. Man muß ihm Zeit lassen, dem armen Jungen, er muß über den Canal herüber!“ — Die Tochter seufzte und antwortete: „Meinetwegen dürft' er sich nicht übereilen!“ — „Fängst Du schon wieder mit Deinen Grillen an? Hübsch gescheut, Sarah! Crabb ist der wohlhabendste Fischer in der Gegend. Du hast nichts — also —! Auf Deinen Anhalt in London zähle nicht — Crabb ist eine gute Partie!“ — „Er ist so häßlich!“ — „Das kann ich nicht in Abrede stellen, wenn ich ihm sein Recht widerfahren lassen soll. Aber es sind alle hübschen Männer mit Vermögen im Orte

schon verheirathet — er allein ist nur noch übrig — damit holla!“ — „Ach, Einer ist wohl noch übrig!“ — „Schweig still von William! Komm nicht mit dem „brav!“ Was hilft seine Bravheit, wenn er nicht einen Kahn besitzt? Kein Wort von ihm! Uebrigens habe ich Dich Crabb versprochen, jetzt ist nichts mehr an der Sache zu ändern!“

Eine Stimme ließ sich vor der Thür hören. Sarah fuhr zusammen — die Stimme war ihr nur zu gut bekannt. William machte die Thür auf, deutete auf Sarah und ihre Mutter und sagte zu dem ihn begleitenden Aldermann: „Da sind sie, Pathe, alle Beide! Wenn Euch an meinem Leben etwas liegt, so redet mit ihnen. Bekomme ich das Mädchen nicht, so springe ich in die Fluth!“ — Der Alderman trat herein und nahm nach kurzer Begrüßung sogleich das Wort: „Ihr hörtet, Frau Rivers, was William so eben gesagt hat. Dies erspart mir die Mühe, weitläufig auseinanderzusetzen, weßhalb ich mit ihm hieherkomme. Warum verweigert Ihr ihm des Mädchens Hand?“ — Sehr bestimmt entgegnete die Wirthin: „Weil er nichts hat!“ — Der Aldermann, dem jede feste Anrede eine Meinung gab, nickte mit dem Kopfe bedenklich und sagte: „Freilich, der Grund läßt

sich hören. Es ist wahr, mein guter William, Du hast nichts.“ — William schränkte die Arme und trat mit funkelnden Augen vor seinen Pathen. „Hab' ich nicht zwei tüchtige Arme, um zu arbeiten?“ fragte er, und setzte hinzu: „Was hat Crabb gehabt, als er anfing — hat er mehr gehabt, als ich?“ — „Er hat mehr gehabt, als Du,“ fiel ihm Frau Rivers in die Rede, „er hat einen Kahn von seinem Vater geerbt — warum besitzest Du keinen Kahn?“ — Der Alderman sah einen Sprechenden nach dem andern an, und gab durch Gesten einem Jeden Recht. William ergriff des Pathen Hand und sprach: „Seht, ihr könntet mir aus aller Noth helfen. Da ist des ertrunkenen Blackers Kahn zu verkaufen — kauft ihn mir! Thut es, ich bitte Euch darum, damit ich Sarah heirathen darf.“ — „Das kommt jetzt zu spät,“ warf Frau Rivers dazwischen, ungeachtet Sarah alles Mögliche that, sie durch bittende Geberde davon abzuhalten, „es ist Alles abgemacht. Ich habe mein Wort gegeben und wenn Frau Rivers ihr Wort gibt — —.“ Der Alderman schnitt ihr den Faden von Munde ab; er sagte mit lauter Stimme: „Ereifert Euch nicht zwecklos, gute Frau. Ich werde den Kahn gewiß nicht kaufen. Solch ein Ding kostet vier Guinee'n und daß ist in jetzi-

ger Zeit außerordentlich viel Geld. Mein lieber William kann Alles von mir verlangen, aber diese Summe ist mir zu groß!" — „Also auch Ihr lasset mich sitzen, Pathe?!" rief William verzweiflungsvoll. — „Ich habe meine Pflicht gethan," entgegnete der Alderman mit Ruhe, „indem ich ein wohlüberdachtes Wort für Dich einlegte. Frau Rivers thut wiederum als Mutter ihre Pflicht, indem sie Dir ihre Tochter verweigert. Sarah gehorsamt als gutes Kind ihrer Mutter, das ist ihre Pflicht. Deine Pflicht ist, mein guter Junge, jetzt hübsch bescheiden zu Deinen Netzen zu gehen und zu trachten, daß Du einen Fang thust. Glückt es Dir, dann trachte morgen, daß sich dies wiederholt und so fahre ein paar Jährchen fort. Es kann dann nicht fehlen, daß Du etwas Erkleckliches erübrigst. Bist Du so weit, dann wollen wir uns nach einer Frau umsehen, und wenn ich Dir dann behüflich seyn kann, so wird es mir ein Vergnügen seyn. Dies sagt Dir ein erfahrner Mann und liebender Pathe — nun geht mit Gott!" — William stand noch eine Weile stumm vor sich hinblickend da, dann warf er einen Blick auf den Alderman, der eben so viel Zorn als Verachtung aussprach, wendete das Auge schnell und bedeutend auf Sarah und lief dann zur Thüre hinaus, in

die Zähne murmelnd: „Der Tag nimmt kein gutes Ende." — Sarah konnte sich nicht überwinden, als sie die Worte hörte; sie rief: „William! William!" und wollte dem Davoneilenden folgen; aber der kräftige Arm der Mutter hielt sie zurück.

Sarah beklagte sich bitter über deren Hartherzigkeit, aber dies half ihr nichts. „Wenn William sich nun in das Meer wirft!" rief das Mädchen angstvoll aus. — „Lassen wir das!" gebot der Alderman, „und sprechen wir von etwas Wichtigem!" — Sarah begriff nicht, wie es noch etwas Wichtigeres geben könnte, als das Schicksal ihres Geliebten. Der Alderman war ihr in der Seele zuwider. Sie warf ihm einen Blick zu, der dies deutlich genug aussprach; aber der wohlgenährte Herr kümmerte sich wenig um sie. Er nahm aus seiner großen Schildkröt-Dose eine Prise und fragte mit einem Amtsgesicht Frau Rivers, ob der gewisse Unbekannte ihr die gewisse Dirne noch nicht zugeführt habe. Frau Rivers erwiderte, daß sie noch immer in der Erwartung stände. „Wiederholt mir doch, was er Euch gestern gesagt hat," fuhr der Alderman nach einer Pause fort, „ich müßte mich sehr irren, oder da steckt was dahinter." Frau Rivers befahl Sarah, einen Schemel zu bringen, welches diese zwar that, aber durch die Art

des Hinstellens zu erkennen gab, wie gern es geschah. Der Alderman, welcher stets ein ganz anderes, gravitätisches Wesen annahm, wenn er sich in seiner Funktion als Friedensrichter wußte und dann seine Rede mit einem Amts-Sprichwort zu würzen pflegte, ließ sich behutsam nieder. „Wie ich schon einmal vermeldet," begann die Wirthin ihre Erzählung, „ein schwarzgekleideter, magerer Herr trat gestern Abends in das Haus — er hätte mir beinahe einen tüchtigen Schrecken eingejagt, denn er stand plötzlich neben mir und ich hatte ihn nicht zur Stubenthür hereinkommen gesehen. Ja, ich war der Meinung gewesen, ich hätte von innen abgeschlossen gehabt." — Der Alderman schüttelte bedenklich den Kopf. „Seltsam," murmelte er, „keineswegs eine gewöhnliche Weise, fremder Leute Wohnung zu betreten. Man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat!" — „Er setzte sich ohne Umstände nieder," fuhr die Wirthin fort, „und auf meine Frage, was er wolle, fragte er mich, ob ich eine gute Frau sey, ob man auf mich rechnen könne und so weiter." — „Was „und so weiter?" forschte der Alderman, Ihr müßt mir haarklein alle Fragen des Fremden wiederholen — es ist dies nothwendig." — „Nun," sprach Frau Rivers nach einigem Besinnen, „er erkun-

digte sich z. B. nach Euch, Herr Alderman, und fragte, ob Ihr ein Mann von Verstand wäret.“ — „Da seht Ihr's!“ unterbrach sie hastig der Richter, „man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat. Er möchte, daß ich ein Dummkopf wäre. Er irrt, er irrt ganz gewaltig. Ich kenne die Gesetze, wie das Vaterunser und bin auch in der Literatur zu Hause. Ich kaufe alle neuen Bücher, die erscheinen und stelle sie in den Schrank.“ — „Er thäte besser daran,“ flüsterte Sarah unwillkührlich, „einen Kahn für den armen William zu kaufen!“ — „Was brummt die Jungfer?“ erkundigte sich der Friedensrichter. — „Ich habe nichts gehört!“ antwortete die Mutter und Sarah setzte schnippisch hinzu: „Ich auch nicht!“ — „Wohlan, so fahret fort, Frau Rivers!“ wendete sich der Neugierige an diese. — „Der Fremde erkundigte sich dann geheimnißvoll,“ nahm die Wirthin den Faden ihrer Rede auf, „ob ich mich während einiger Tage einer armen jungen Blödsinnigen annehmen wollte und versprach mir dafür die reichste Bezahlung.“ — „Einige Tage,“ murmelte der Inquirent, „und die reichste Bezahlung — man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat. Er ist also ein reicher Mann!“ — „Gewiß,“ bestätigte die Wirthin, „er sah ganz so aus. Ich nahm

das Anerbieten an, „denn wir sind arm und Sarah's Hochzeit kostet doch immer Geld. Aber, ich hielt es für gerathen, Euch, Herr, von dem Vorfall pflichtschuldigst Anzeige zu machen.“ — „Ihr habt Recht gethan,“ sagte der Alderman, „Ihr seyd somit in keinem Falle mitschuldig. Es leuchtet mir aus dem Ereigniß die Gewißheit hervor, daß der gewisse fremde Herr böse Absichten mit dem gewissen blödsinnigen Mädchen habe. Sie ist vielleicht eine reiche Erbin, die man verschwinden lassen will.“ — „Sollte das möglich seyn!“ rief die Wirthin, ihre Hände vor Erstaunen zusammenschlagend. — „Möglich?!“ entgegnete der Friedensrichter, ganz erfüllt von dem Treffenden seiner Voraussetzung, „was „möglich“! Klar ist es, wie der Tag! Dergleichen geschieht täglich in vornehmen Familien, man weiß, wie man es zu nehmen hat.“ — Er stand sehr langsam und feierlich auf und befahl der Wirthin, wenn die blödsinnige ankäme, ihn rufen zu lassen, weil er mit der jungen Person ein Verhör vornehmen wolle. Auf die gesunde Bemerkung von Frau Rivers, daß dies wenig fruchten würde, erwiderte er, auch aus einer Blödsinnigen vermöge er Andeutungen hervorzulocken. Er sagte der Wirthin herablassend Adieu, wandte sich dann gegen Sarah, die ihm

ein keineswegs freundliches Gesicht zeigte, und bedauerte die Verhältnisse, welche ihre Verheirathung mit William unmöglich machten. Sarah konnte sich nicht enthalten, während der Alderman nach der Thür ging, ihm halbleise ein „alter Geizhals!“ mit auf den Weg zu geben. Er blieb stehen und fragte, sich umwendend, was die Jungfer gesagt habe. „Ich habe nichts gehört,“ antwortete die Mutter, das Mädchen aber sprach: „Ich empfahl mich Eurem Wohlwollen, Herr Alderman.“ — „Du bist ein liebes Kind,“ erwiderte der Friedensrichter, „es schmerzt mich in der That, Sarah — wäre ein Kahn nicht so infam theuer — aber so geht es nicht — es sind schlechte Zeiten.“ Er verließ das Haus und wurde in der Thür beinahe von Crabb umgelaufen, der so eben angekommen war. Der Bräutigam entschuldigte sich nach Kräften und der Alderman wollte zufriedengestellt weiter gehen, als er wieder gegen eine fremde Dame anlief, die unmittelbar hinter Crabb in das Haus trat. Er prüfte sorgfältig, ob die Fremde nichts Blödsinniges in ihren Zügen trage, überzeugte sich jedoch bald vom Gegentheil und nahm nun den Weg nach seiner Wohnung. Die Fremde fragte Crabb nach Frau Rivers und dieser bat sie, nur ihm nachzugehen, er sey hier so gut wie zu

Hause und wolle ihr schon die Zimmer zeigen. Frau Rivers ging den Kommenden entgegen; nicht so Sarah, die seufzend am Fenster stehen blieb, Crabb excusirte sich sogleich wegen seines langen Ausbleibens. „Wertheste Frau Schwiegermutter," sprach er, „es ist nicht meine Schuld. Diese Dame bat mich, sie in meinem Kahne über den Canal zu fahren und bot eine Guinee dafür. Ich sah nicht ein, warum ich mich ungefällig gegen sie benehmen sollte — eine Guinee ist immer willkommen. Dies hat mich aufgehalten — meine schöne Braut wird nicht scheel sehen deßhalb — bin ich erst ihr Mann, hat sie ja an der Guinee auch ihren Antheil." — Sarah ging verächtlich von ihm weg. Die fremde Dame wendete sich an Frau Rivers mit der Frage, ob sie die Hausfrau wäre. Als dies bejaht wurde, sagte die Fremde, daß sie gehört habe, eine junge Blödsinnige würde in dies Haus untergebracht werden, sie wünsche daher, hier ein Zimmer zu erhalten. Frau Rivers machte in der Stille ihre Anmerkungen über die mysterieusen Personen, welche alle mit der Blödsinnigen in Verbindung zu stehen schienen, erklärte aber laut und knixend, daß sie Gastwirthin, also verpflichtet sey, jeden Angekommenen auf das Beste zu beherbergen. Sarah empfing den Auftrag, der

Dame ein gutes Zimmer nach dem Garten hin anzuweisen, welches der armen Braut sehr willkommen war, weil es sie doch für eine Weile von der lästigen Nähe des Zukünftigen befreite, vorzüglich aber, weil eine leise Hoffnung in ihrer Seele aufdämmerte, daß diese Fremde vielleicht von ihrer Beschützerin in London abgesandt sey

Frau Rivers machte die Bemerkung, daß Crabb keineswegs gekleidet wäre, wie man zur Kirche zu gehen pflegt, und fragte ihn, ob er denn gedächte, in seiner Ruderjacke sich trauen zu lassen. Crabb grins'te die Fragende an und entgegnete: „Nu, das wäre nicht übel! Ich, der reichste Fischer in der Gegend! — Nein, ich habe mich nur vorgesehen! Es war so verdammt finster im Westen — ein Regen hätte meinem Hochzeitsstaate um mehr als eine Guinee Schaden gethan und so viel habe ich ja nur verdient. Seid ruhig, Schwiegermama, ich habe Alles in einem Bündel bei mir und Ihr erlaubt mir wohl, daß ich in einem Kämmerchen mich herausputze. Ich werde Euch dann Ehre machen und als ein ganzer Bursch auftreten!" — Frau Rivers lachte spottend in sich hinein über die Eitelkeit des häßlichen Eidams. Crabb holte sein Bündel und legte es mit großer Sorgfalt, nachdem er zuvor den Staub weggeblasen hatte, auf den

Tisch, eine Vorsicht, die ihn bei Frau Rivers nicht eben in Gunst zu setzen geeignet war, da sie einen Zweifel an der Reinlichkeit der Hausfrau zu erkennen gab. Sarah kam jetzt mit betrübtem Gesichte wieder. Es hatte sich gezeigt, daß die Dame nicht von London komme, sondern von Dublin, daß also alle Hoffnung auf Errettung von dieser Seite aufgegeben werden müsse. Frau Rivers wollte sich mit der Tochter entfernen, damit sich Crabb umkleiden könne; er hatte aber bereits die Thür zu dem Cabinet geöffnet und schien es in Beschlag nehmen zu wollen. Als Sarah dessen ansichtig ward, hielt sie den Bräutigam zurück mit der Bedeutung, daß dies Zimmerchen von ihr für die Blödsinnige, welche jeden Augenblick eintreffen könne, hergerichtet sey. Crabb kehrte um und fragte: „Für die Blödsinnige? So, so! Ja, die hat den Vorrang. Hä, hä, hä! Wäre die Blödsinnige nicht, wäre keine Hochzeit!" — „Wegen des Geldes, das der fremde schwarze Herr versprochen hat?" fiel ihm Sarah hastig und unwillig in die Rede, „bloß wegen der Hoffnung auf das reiche Geschenk?" darauf setzte sie, sich gegen die Mutter wendend, hinzu: „Seht Ihr, Mutter, daß ich Recht gehabt habe, wenn ich sagte, er heirathet mich nur aus Eigennutz!" — „Sapperlot!" nahm

Crabb wieder das Wort, „das ist eine Beleidigung! Ich meinte das ganz anders. Ein Blödsinniger bringt jederzeit Glück. Er ist ein Segen für die Familien. Kaum kommt Blödsinn hier in's Haus, so folgt die Hochzeit hinterdrein! Wo ein Blödsinniger ist, gedeiht Alles. Auch meiner Eltern Wohnung hat dies gezeigt. Mein Vater hat ein hübsches Vermögen zusammengebracht — wie so, meint Ihr wohl? He? Warum hat er das?" — „Weil Ihr ihm Glück gebracht habt, Herr Crabb?" fragte Sarah spöttisch. — „Ich? Gott bewahre!" entgegnete Crabb, „aber einer meiner Brüder. Ach, wie war Der dumm! Ganz erschrecklich stockfischdumm! Nein! Ich bin ganz anders. Hä! hä! hä! Ich habe mein Auge überall, und meinen Verstand dazu! Ich denke an Alles, ich sorge für Alles. Seht! Da habt Ihr gleich den Beweis! Wenn der fremde, schwarze Herr bezahlt, so möchte ich wohl dabei seyn." — „Wegen der Aussteuer?" fragte Sarah. — „Je nun," erwiderte der Bräutigam, „man muß sich immer darum bekümmern, das nennt man Ordnung in Geschäften, hä! hä! hä! — keinen Eigennutz! — „Es ist gar nicht schön, in Gegenwart der Braut von der Aussteuer zu reden," warf Frau Rivers ein. — „Schwiegermama," sagte Crabb mit einem

sehr klug seyn sollenden Gesichte, „ich sorge ja für sie mit, wenn ich meinen Vortheil wahrnehme. Da hab' ich denn auch ein kleines Bedenken. Wenn der schwarze Mann Euch die Blödsinnige brächte, und ließe sie Euch dann auf dem Halse? Ich rath' Euch, Schwiegermama, seht Euch vor — stellt Euch sicher! Laßt ihn nicht fort ohne tüchtige Bezahlung und sagt, wenn er die Blödsinnige nicht wieder abhole zur bestimmten Stunde, so gebt Ihr keinen Bissen Essen mehr her — so setzt Ihr sie vor die Thür — ich wenigstens gebe keinen Pence für sie aus — das muß ich Euch vorhinein erklären, damit nachher kein ehelicher Zwiespalt entsteht!" — Man hörte ein Geschrei von Menschenstimmen vor dem Hause. Frau Rivers sah durch das Fenster nach der Ursache und rief: „Der Fremde kommt mit der Blödsinnigen — das halbe Dorf läuft hinter ihnen her!" — Kaum hatte sie ausgesprochen, so öffnete sich auch schon die Thür und die Angekommenen, wahrscheinlich dergestalt eilend, um den Gaffern zu entgehen, traten herein. Der Herr, ein magerer, interessant aussehender Dreißiger, war schwarz gekleidet, das Mädchen, welches ihn begleitete, erschien in gewöhnlichem Bauergewande. Ihre Züge waren nicht unedel, das Haar fiel in dunklen Locken über ihre Schul-

tern herab, nur in der wenigen Sorgfalt, die auf dasselbe verwendet war, und wodurch das Aussehen der Dirne etwas Wildes erhielt, ließ sich erkennen, daß sie die angekündigte Blödsinnige sey; auch sprach sich dies deutlich in dem unstäten Blicke aus, der von einem Gegenstand auf den andern sprang, ohne durch das Sehen irgend einen Gedanken zu erzeugen. Zwei Tagelöhner trugen einen Koffer von ziemlichem Umfange. Crabb schien sich vor der Unbekannten zu fürchten, er hielt sich wenigstens so weit von ihr, als möglich. Sarah betrachtete sie mit unverkennbarem Mitleid. Die Blödsinnige näherte sich ihrem Begleiter und flüsterte ihm in's Ohr: „Kebly will wieder fort!" — „Nein, Kebly, bleibe hier," beruhigte sie der schwarze Herr, „Du bist hier gern gesehen. Niemand thut Dir etwas zu Leide. Du siehst Freunde um Dich her." — Kebly sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an und fragte gezogen: „Freunde? — Freunde? — So? — Das ist ja sehr schön!" — Frau Rivers trat zu Kebly. Kebly betrachtete die Frau schweigend, dann lachte sie plötzlich hell auf. Als der schwarze Herr sie um den Grund des Lachens befragte, zupfte sie an ihrer Schürze, und sprach darauf lachend: „Kebly hungert — Kebly muß etwas essen." — „Das zeigt doch von Verstand,"

bemerkte Crabb, „es gibt kein besseres Mittel gegen den Hunger, als etwas zu essen. Ich hätte ihr nach dem einfältigen Aussehen nicht so viel Einsicht zugetraut.“ Frau Rivers ging sogleich, um ihrem Gaste ein Stück Brod mit Honig zu holen. Während dessen richteten sich die Augen der Blödsinnigen auf Crabb und blieben an ihm länger als gewöhnlich haften. Der einfältige Bräutigam wurde unruhig über dieses Anstarren und suchte sich hinter seiner Braut zu verstecken, was ihm aber wenig half, denn Kebly stellte sich stets so, daß sie seiner ansichtig werden konnte. Der schwarze Herr schien dies nicht zu bemerken, er fragte Sarah nach dem für Kebly eingerichteten Zimmer und ließ den Koffer in dasselbe tragen.

Nach kurzer Weile brachte Frau Rivers auf einem Teller ein appetitliches, mit Honig bestrichenes Stückchen Brod und überreichte dies der Blödsinnigen. Der fremde Herr, welchem die freundliche Weise, womit dies geschah, zu gefallen schien, näherte sich der Wirthin und sprach: „Ich sehe schon, mein Pflegling wird hier gut aufgehoben seyn. Ihr habt es mit keinem Undankbaren zu thun, gute Leute. Mein Versprechen werde ich gewissenhaft halten. Um Euch einen Beweis davon zu geben, nehmet hier die Hälfte der ausgemachten

Summe.“ Bei diesen Worten überreichte er Frau Rivers eine Börse mit 25 Guinee'n. Sie deprezirte und meinte, es sey ja nicht nöthig, daß voraus bezahlt werde, machte jedoch keine Miene, das Geld wieder herzugeben. „Seyn Ew. Gnaden versichert,“ sagte mit einem Knixe die vollkommen gewonnene Wirthin, „ich werde das liebe Kind behandeln, wie eine leibliche Tochter.“ — „Und ich wie eine Schwester!“ fügte Sarah mit Wärme hinzu. Crabb, der doch auch gern etwas sagen wollte, erheuchelte den Ton von Theilnahme und sprach: „Und ich, wie meine Frau!“ — Kebly hörte dies kaum, als sie ihr Essen, mit welchem sie bisher beschäftigt war, unterbrach und nach dem Ausrufe: „Frau — ich Deine Frau?!“ in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. „Sieh, sieh!“ verwunderte sich Crabb, „der Gedanke an eine Hochzeit macht sie lachen — und dabei hat sie mich mit Augen angesehen — mit Augen —!“ — „Ja, es ist seltsam,“ nahm der Fremde halbleise das Wort, „Heirath und Ehestand sind bei ihr zur fixen Idee geworden. Und nur in dieser Hinsicht spricht sie manchmal ganz vernünftig.“ Sarah betrachtete das Mädchen gerührt, die Wahrscheinlichkeit, daß eine unglückliche Liebe den Zustand veranlaßt haben möchte, stellte sich ihrer Seele dar.

Sie seufzte mitleidsvoll: „O, Du arme Seele!" — „Lasset sie gewähren, Frau Wirthin," sagte der Fremde zu dieser leise, „sie ist von Herzen gut. Gönnt ihr jedes Vergnügen. Selbst, wenn sie in kindischem Muthwillen etwas zerschlagen oder zerbrechen sollte — ich bezahle Alles!" — Frau Rivers fügte sich in jeden Vorschlag, die 25 Guinee'n hatten alle Skrupel besiegt. Die Träger des Koffers empfingen ihr Geld und empfahlen sich. Als sie nach der Thüre hin gingen, schien Kebly Lust zu haben, ihnen zu folgen; aber der fremde Herr befahl ihr zu bleiben, welchem Gebot sie auch sogleich Folge leistete. Er jedoch entfernte sich mit den Leuten, da er, wie er sagte, noch manche Anordnungen in der Gegend zu treffen habe, Sein Weggehen schien übrigens Kebly nicht im mindesten zu beunruhigen, sie folgte ihm nicht mit den Augen und befand sich bereits bei den unbekannten Personen wie zu Hause. „Nun wollen wir mit einander spielen," sprach sie lächelnd, zur Braut gewendet, „den ganzen Tag mußt Du mit mir spielen, Sarah!" — „Sie weiß meinen Namen schon!" rief diese voll Erstaunen. — „Von mir hat sie ihn erschnappt!" versicherte Crabb. — „Willst Du den Tag über mit mir spielen?" fragte Kebly Sarah, da sie keine Antwort erhalten hatte,

mit jener Leidenschaftlichkeit, die man an Irren bei geringfügigen Dingen wahrzunehmen pflegt. Sarah streichelte ihr die Wange und entgegnete begütigend: „Ich wollte sehr gern an Deiner Seite bleiben, liebe Kebly, aber man wird mich bald von Dir wegrufen, denn ich soll mich heut verheirathen.“ — „Du Dich verheirathen?“ lächelte die Blödsinnige, „das ist sehr schön! Ich will mich auch heut verheirathen — ganz gewiß!“ — Das kam Crabb sehr possirlich vor, er rief; „Heut noch? — Sie glaubt, das Heirathen gehe so geschwinde, wie man Pfefferkuchen ißt!“ — Kebly hörte nicht auf ihn, sie trieb Sarah an, mit ihr zu spielen und als diese sich nicht sogleich bereitwillig zeigte, trat Kebly zornig mit ihrem kleinen Füßchen auf die Erde und rief in drolligem Schmollen: „Sarah muß mit Kebly spielen, oder Kebly wird entsetzlich böse!“ — „Seht nur, Schwiegermama,“ sagte Crabb zu Frau Rivers, die in der Blödsinnigen Zimmer gewesen war, und jetzt wieder hereintrat, „wie befehlshaberisch sich die kleine Hexe geberdet. Sie will absolut spielen und kein Mensch weiß, was! Aber man muß ihr zu Willen seyn, wegen der 25 Guinee'n, die wir noch zu erwarten haben.“ — „Ach, sie weiß ja nicht, was sie thut,“ entgegnete die Wirthin. — „Wenn sie auch wüßte, was sie

thut," meinte Crabb, „für 25 Guinee'n darf man sich schon etwas herausnehmen. Geht mit ihr, Jungfer Braut," wendete er sich gegen Sarah, „da sie's doch nun einmal haben will, ich werde mich unterdessen in Hochzeitstaat werfen." Sarah that Alles gern, was sie der Nähe des plumpen, einfältigen Menschen entzog, sie ließ sich Das nicht zweimal sagen. Kebly bei der Hand fassend, sprach sie: „Wohlan, Kindchen, ich gehe mit Dir und will mit Dir spielen!" — Kebly hüpfte vor Freude, dann blieb sie plötzlich stehen und schaute Sarah lang und schweigend an. In ihrem Auge war mehr Wohlwollen, als Irsinn. Plötzlich jauchzte sie ohne alle Veranlassung auf und rief: „Heißa! Kebly mit Sarah und Sarah mit Kebly!" Dann tanzte sie neben Sarah her und ließ sich von Dieser hinausführen. — „Es könnte einem doch bange werden bei der Person!" bemerkte Crabb, als er sich mit Frau Rivers allein befand, und da diese den Mädchen folgen wollte, hielt er sie am Arm fest und sagte: „Auf ein Wort, Schwiegermama! Wißt Ihr auch gewiß, daß in dem Beutel 25 Guinee'n sind?" — Freilich sind sie darin," antwortete die Wirthin, „ich habe genau nachgesehen — es ist eitel Gold." — „Aber sind sie auch noch darin?" fuhr der ängstliche Bräutigam fort, „ich

habe wohl erzählen gehört von Hexenmeistern. Der schwarze, magere Fremde und die verrückte Dirne kommen mir so verdächtig vor. Man hat Exempel, daß ein solcher Schwarzkünstler Geld gibt und wenn man es eine Stunde besessen hat und sieht es nachher wieder an, so findet man Kieselsteine oder anderen Teufelsspuck. Ihr müßt ja recht oft darnach kucken — es ist nicht ohne!" Die Wirthin machte ihm Vorwürfe über seine alberne Furcht und noch mehr über die fortwährend geäußerte Geldgier und wollte hinaus. Er hatte sich aber einmal in den Kopf gesetzt, das Kapitel von den Guinee'n und der Aussteuer noch weiter abzuhandeln. Da wurde Frau Rivers unwillig und sagte: „Ihr thätet besser, Musje Crabb, Ihr staffirtet Euch, wie es schicklich ist, heraus und verbrächtet kurz vor der Traue nicht die Zeit mit so lächerlichem Gewäsche!" Darauf drehte sie dem Laffen ziemlich kurz den Rücken zu und sah nach Sarah und der Blödsinnigen, die sie doch nicht gern lange aus den Augen lassen wollte. Crabb schickte ihr große Blicke nach. „Lirum larum," sprach er zu sich selbst, „von vernünftigen Dingen wollen die alten Weiber nicht hören! Gibt's nur etwas Wichtigeres, als die Aussteuer? Freilich für sie nicht, die sie geben muß, aber für

mich, der sie empfängt! I nun, 50 Guinee'n — es läßt sich schon etwas damit anfangen, und hübsch ist mein Mädel auch! Saperdipix! Sie beneiden mich weit und breit — na, ich will mich auch schön machen neben ihr! Man wird im Staat ein ganz anderer Kerl! Er suchte nach seinem Bündel, weil er Toilette machen wollte.

Crabb öffnete das Bündel und war sehr erstaunt, oben auf der Prachtjacke ein Stück Honigbrod zu finden, welches ohne allen Zweifel die Blödsinnige in ihrer Narrheit hinein praktizirt hatte. Glücklicherweise war das Kleidungsstück ohne Fleck davon gekommen. Er zog sich in großer Geschwindigkeit bis auf die Weste an. Hier fiel ihm aber ein, daß er sich doch das Gesicht waschen müsse. Er öffnete behend Kebly's Zimmer und da er ein mit Wasser gefülltes Becken darin erblickte, auch ein Handtuch an einem Nagel hangend, so ging er ohne Weiteres in den ihm verbotenen Raum, sich selbst ermuthigend durch die Betrachtung: „weil die irrsinnige Dirne mir ohne Erlaubniß Honigbrod in die Kleider steckt, darf ich mich auch wohl in ihrem Zimmer waschen. Während der Vorbereitungen zu diesem Geschäfte war unbemerkt Kebly herein gekommen. Die offenstehende Thüre des Nebenzimmers schien sie anzulocken; sie schlich sich

hinter Crabb, als dieser gerade tief gebückt den Kopf über das Becken hielt und stieß ihn mit ziemlicher Stärke in das Wasser, bis auf den Boden des Gefäßes, so daß Crabb's Nase eine nicht sanfte Berührung erfuhr. Der Erschrockene, vom Wasser triefend, sah nicht sobald die Ursache seines Untertauchens, als er sogleich ausrief: „Das hätt' ich mir doch denken können! Solch einen einfältigen Spaß kann kein Mensch machen, der seine gesunden fünf Sinne hat!" Er trocknete sich das Gesicht mit dem Handtuche ab und murmelte dabei: „Wenn die 50 Guinee'n nicht wären, ich wollte mir das dumme Zeug verbitten!" — Kebly schien nichts davon zu verstehen, sie lachte und sprach: „Er ist in's Wasser gefallen und ertrunken! ha! ha!" Crabb war nicht mehr in der Laune, an solchem Lachen Wohlgefallen zu finden, er parodirte das Lachen, indem er es nachgrinste, dann sagte er unwillig: „Gibt's was Abgeschmackteres, als eine Blödsinnige?! Lacht über ihre eigenen Albernheiten! Unglaubliche Tollheit!" Auf alles Dieses antwortete Kebly nur durch ein noch lauteres Lachen, welches Crabb wiederum mit einem ärgerlichen hä hä! hä! accompagnirte. Sein Aerger erschien ihr aber immer possirlicher, so daß Crabb einsah, er müsse umlenken, wenn er nicht

fortwährend ein Gegenstand ihres Spottes bleiben wolle. „Was thut Ihr denn eigentlich hier, Mamsell?" fragte er, um das Lachen wo möglich zu beenden," seyd Ihr wohl capabel, mir das zu sagen, he?" Die Blödsinnige wurde plötzlich sehr ernsthaft, sie machte einen tiefen Knix und sagte höflich: „Guten Tag, Crabb! — Crabb! — — Crabb!" — „Ich weiß meinen Namen," entgegnete Crabb, „was soll's weiter?" — Die Blödsinnige that sehr geheimnißvoll und zog endlich eine Auster hervor, die sie Crabb mit den Worten in die Hand gab: „Da! Von Kebly für Crabb!" Der Beschenkte sah den empfangenen Gegenstand mit spöttischer Verwunderung an und sagte: „Eine Auster; Sieh, sieh! Da gebt Ihr mir wohl ein Portrait von Euch selbst. Denn Ihr gleicht, bei meiner armen Seele! einer Auster mehr, als einem Menschen!" Kebly mußte das für ein Kompliment nehmen: sie knixte wiederholentlich und lächelte freudig: „Kebly bedankt sich!" — „Dafür bedankte sie sich!" rief Crabb aus, „ich bin noch viel zu höflich mit dem Monstrum! Kann ich doch ihretwegen die Halsbinde nicht anlegen und die Weste anziehen. Heda! Du! Kebly! Willst Du mir einen Gefallen thun?" — Die Blödsinnige schien sich ein Weilchen zu besinnen,

weil ihr das Gesagte dunkel vorkam, endlich aber antwortete sie hastig: „O ja, o ja, o ja!“ — „Wie ein Papagey!“ spottete Crabb, „einmal ist ihr nie genug — alles muß dreimal gesagt werden: Crabb, Crabb, Crabb! O ja, o ja, o ja! Apropos! Hast Du schon gefrühstückt, mißlungenes Wesen?“ — „Nein, nein, nein!“ erwiderte Kebly kläglich, „Kebly hat Hunger.“ — Crabb holte das Stück Honigbrod, welches er im Bündel gefunden hatte und gab es dem Mädchen, sprechend: „Hier, nimm den delikaten Bissen; er gehört Dir — ein andermal lerne ein Kleiderbündel von einem Speiseschrank unterscheiden. Nun troll Dich!“ Kebly blieb. „Bin ich nicht ein Thor, daß ich mich vor Der genire?“ monologisirte der Bräutigam, „als ob ich nicht in ihrer Gegenwart das Tuch umlegen und mich kleiden könnte! Ich thue immer, als ob ein Frauenzimmer bei mir wäre. Das ist ja kein Frauenzimmer, es ist nur ein Halbmensch!“ Er nahm ferner keine Notiz von der Blödsinnigen, trat vor den Spiegel und knüpfte das Halstuch sehr sorgfältig, aber sehr ungeschickt um. Kebly machte es, wie er. Sie bekümmerte sich nicht mehr um ihn, suchte jedoch nach einem Gegenstande der Unterhaltung und da ihr nichts so glänzend in die Augen fiel, als Crabbs schar-

lachrothe Weste, so ergriff sie dieselbe. Sie besah die Weste um und um, als ob sie überlege, wozu das Ding wohl gut sey. Endlich schien sie zu wissen, was sie damit anfangen wolle. Sie schlich sich zu dem Waschbecken und begann, die Weste mit allem Eifer auszuwaschen. Das Plätschern des Wassers lenkte Crabbs Aufmerksamkeit von dem Knüpfen des Knotens ab auf das, was hinter ihm die Blödsinnige trieb. Er sah mit Entsetzen, welches Schicksal seine Hochzeit=Weste traf. „Unglückskind!“ rief er, „was machst Du da?“ Er lief zu Kebly hin und riß ihr die Weste aus der Hand, aber diese war bereits durch und durch geweicht. „Das ist eine schöne Geschichte“, lamentirte der Bräutigam, „bringt mich das Ungeheuer um das schönste Stück meines Hochzeitstaates! Das geht über die Grenzen aller Schicklichkeit, selbst bei einer Verrückten! Wart, Unsinnige, das sollst Du mir nicht umsonst gethan haben! Man muß diese Leute mit körperlicher Züchtigung regieren, vernünftiges Zureden fruchtet da nichts!“ Er näherte sich der Blödsinnigen mit erhobener Faust, diese wich ihm gewandt aus und schrie: „Ach nein! Ach nein! Ach nein!“ In diesem Augenblicke riß William die Thür auf und, Crabbs drohende Geberde gegen ein wehrloses Mädchen

sehend, sprang er zwischen Beide, stieß den Tölpel unsanft zurück und hieß ihn, die Arme in Ruhe lassen, wenn er sich nicht allerlei Unannehmlichkeiten aussetzen wolle. Die angenommene Boxerstellung gab dieser Rede Nachdruck. Crabb wagte nichts weiter zu entgegnen, als: „Nu, nu! Kümmert's Dich?“ — „Ein solch unglückliches Wesen kümmert Jeden, der das Herz auf dem rechten Flecke hat,“ versicherte der wackere William determinirt, „und kein muthiger Bursch läßt einen feigen Hand an die Dirne legen!“ — Der schwarze Herr, von der Straße kommend, unterbrach den Streit mit der Frage, warum es sich hier handle. William erzählte entrüstet, in welcher Stellung er Crabb dem Mädchen gegenüber gefunden habe, und daß er sich der Schwachen anzunehmen getrieben worden sey. Der Fremde lächelte und sprach: „So hat also meine Kebly hier einen bösen und einen guten Engel gefunden!“ Crabb, von dem Gedanken an die 25 Guinee'n ergriffen, legte sein Gesicht in sehr scheinheilige Züge und versicherte, daß er nur mit Kebly gescherzt habe. Sie sey ihm mit dem hübschen Scherze vorangegangen, daß sie seine Nase wund gestoßen und dann seine Weste in's Wasser geworfen habe, und er sey mit verstelltem Zorn nachgefolgt.

Die Blödsinnige unterbrach Crabb's Entschuldigung; sie näherte sich William, machte einen Knix und sprach: „Kebly bedankt sich!" — William wußte nicht, wie er dies zu nehmen habe, ob das Mädchen ihm wirklich für seine Vertretung Dank sage, oder ob sie nur so gedankenlos hinschwatze, wie gewöhnlich. Es zeigte sich bald, daß das Letztere der Fall war. Kebly lachte ohne alle Veranlassung laut auf, dann barg sie ihr Gesicht in die Schürze, als ob sie Ursache habe, sich zu schämen. Nach einem Weilchen erhob sie den Kopf wieder und holte, geheimnißvoll thuend, eine zweite Austerschale hervor, welche William zum Geschenk erhielt. Dieser nahm die Schale und betrachtete die Unglückliche mit Rührung. Als sein Blick zufällig auf die Schale fiel, bemerkte er hineingekritzelte Buchstaben. Dies machte ihn stutzig. Er nahm eine Gelegenheit wahr, sich zu entfernen, um das Entdeckte näher zu prüfen. Crabb murmelte für sich die Anmerkung, daß die Blödsinnige Passion habe, jedem Manne ihr Portrait zu schenken, dann wandte er sich in plumper Neugier an den schwarzen Herrn und fragte Diesen, wie es zuginge, daß er so schnell wiederkäme. Der Fremde war leutselig genug, zu erzählen, er wolle dem Verhör beiwohnen, welches der Alderman, Gott weiß warum!

mit Kebly vornehmen werde. Crabb kam durch diese Nachricht zu der Ueberzeugung daß man ihm während der Procedur Ruhe gönnen müsse, sich endlich, so gut es mit der waschnassen Weste gehen möge, herauszuputzen, er stahl sich also in Kebly's Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Kaum war dies geschehen, so erschien der Alderman in Amtstracht als Friedensrichter, von Frau Rivers begleitet. Kebly war zum Fenster getreten und starrte ohne Regung hinaus. Der Alderman nahm mit vieler Gravität auf dem Schemel am Tische Platz. Der Fremde erkundigte sich ziemlich trocken, was der Besuch der Magistrats-Person zu bedeuten habe. — „Mein Herr," nahm der Alderman mit hochgezogenen Brauen das Wort, „das Fragen ist eigentlich an mir. Ich hätte Euch, streng genommen, gar keine Antwort zu geben, aber Aufrichtigkeit ist meine Sache. Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß hinter der Begebenheit mit jener am Fenster befindlichen Frauensperson etwas stecke, was die Dazwischenkunft der Behörde nothwendig macht. Nachdem ich Euch nun mit aller Politesse Bescheid ertheilt habe, werdet Ihr Euch auch nicht weigern, meinen amtlichen Fragen vollkommenes Genüge zu leisten. Antwortet mir also ohne Furcht und Rückhalt: Gehört das Frauenzimmer Euch?" —

Der Fremde lächelte über die Wichtigthuerei des kleinen Orts-Despoten. Er erwiderte: „Ich kann nicht sagen, daß das Mädchen mir gehört.“ — „Wie heißt Ihr?“ — „Richard.“ — „Richard — Richard — was will das sagen?“ — „Richard Löwenherz — — nicht!“ — „Nicht — nicht — also was denn?“ — „Für heute weiter nichts, als Richard.“ — „Für heut — man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat — also morgen?“ — „Morgen werde ich Euch vielleicht mehr sagen, Herr Alderman.“ — Der Alderman sah wohl ein, daß er es mit einem verstockten Menschen zu thun habe, er glaubte bei Kebly leichter sein Ziel zu erreichen. Deßhalb beschied er das Mädchen zu sich her. Aber die Blödsinnige blieb, ihm den Rücken zukehrend, stehen und hörte nicht auf seinen wiederholten Ruf; weder auf sein „Heda! Pst! Mamsell!“ noch auf die nachdrückliche Versicherung, daß sie dem Vertreter der Gesetze Gehorsam schuldig sey. Erst, als der schwarze Herr zu ihr trat, sie auf die Schulter tupfte und ihr andeutete, daß man sie zu sprechen verlange, zeigte sie sich geneigt, ihren Platz am Fenster zu verlassen. Sie kam nun sehr eilig zu dem wartenden Alderman und schnitt ihm ein abscheuliches Gesicht. — „Das ist eigentlich gegen den Respekt,“ bemerkte Dieser,

aber man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat.“ — Kebly schnitt ihm noch eins. „Wie heißest Du?“ fragte der Friedensrichter. Kebly schnappte nach ihm, wie ein Hund, der beißen will und machte „Hau! Hau!“ — „Hauhau?“ verwunderte sich der Richter. „Das ist gar kein christlicher Name.“ — Frau Rivers, welche sich dem Alderman gern gefällig zeigen wollte, legte sich ins Mittel, „das Mädchen heißt Kebly, Ew. Gestrengen,“ sagte sie mit einem Knixe. „Kebly,“ wohlan Kebly,“ fuhr der Alderman in seinem Verhöre fort, „sage mir doch — was macht Papa?“ — Kebly lachte schelmisch und sprach: „Er zankt mit der Mama.“ — „So, so!“ versetzte der Alderman, „und was macht die Mama?“ — Mit demselben freundlichen Ausdruck sagte Kebly: „Sie zankt mit dem Papa.“ — Der Friedensrichter schüttelte bedenklich den Kopf und murmelte: „Eine hadervolle Ehe! Also ein Kind ohne Aufsicht. Wir kommen näher!“ Dann fragte er: „Wo kommst Du her, mein Kind?“ — Kebly sah ihn mit großen Augen an und erwiderte gezogen: „Wo ich war, hat man gegessen!“ — „So!“ sagte der Friedensrichter, „hat man gegessen? Was hat man gegessen? — „Kartoffeln!“ entgegnete Kebly sehr ernsthaft. — „Sie ist aus London!“ rief

der Friedensrichter, sich höchlich in seinem Scharfsinne bewundernd, „nirgend in der Welt werden so viele Kartoffeln gegessen, wie in London!“ Der schwarze Herr ergötzte sich sehr an dieser Aeußerung. Dies nahm der Friedensrichter übel, er versuchte dem Spötter eins anzuhängen. „Hast Du Dich nicht über jenen Herrn zu beklagen?“ fragte er Kebly, auf den Fremden zeigend. Die Blödsinnige trat zu demselben, legte die Hand zärtlich auf die Seinige und sagte: „O ja! O ja! O ja!“ — So sehr nun auch die Pantomime mit den Worten im Widerspruche war, so schien dem Alderman diese Antwort doch verdachterregend. Der Fremde drückte sein Befremden aus über das Beleidigende, welches in derlei Fragen lag. — „Haltet Euch ganz ruhig, Herr!“ gebot der Richter mit der ganzen Würde seiner Stellung, „es beginnt ernsthaft zu werden!“ Das Geräusch, welches der nun gekleidete und eben hereintretende Crabb verursachte, machte für einen Augenblick das Verhör schweigen. Aber die Pause dauerte nur so lange, bis der Friedensrichter gesehen hatte, wer der Gekommene sey. Er fuhr dann sogleich fort: „Sage, Kebly, hat dieser Herr Dich vielleicht Deinen Eltern entführt?“ — „Mein Herr — —“ wollte der Fremde beginnen. — „Still!“ befahl

ihm der Richter. — Kebly lispelte: „Papa — Mama — — Papa — Mama!“ — „Dacht' ich's nicht?“ nahm der Alderman das Wort, „sie jammert nach ihrer Heimath! Ich begreife Alles. Hat er Dich nicht verschwinden lassen wollen? He? Vielleicht einer Erbschaft wegen? Wie? Rede!“ — Der Fremde lachte. — Kebly lachte mit und sagte: „O ja, o ja, ja!“ — Der Alderman stand auf. „O ja — man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat,“ sprach er streng, aus der großen Dose eine Prise hervorholend, „das ist einem Geständniß ganz gleich. Es ist die Sache klar und ausgemacht.“ Sich zu dem Fremden wendend, setzte er hinzu: „Ich muß mich Eurer Person versichern, Ihr dürft diesen Ort nicht mehr verlassen.“ — Crabb schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, auch Frau Rivers war höchlich betroffen. Der Fremde selbst blieb keineswegs gleichgültig, er brummte: „Der Narr kann mich in schöne Verlegenheit bringen!“ Nur Kebly tändelte sorglos umher, es war augenscheinlich, daß sie von allem Vorgefallenen nicht das Mindeste begriffen hatte. „Es sey denn,“ ermäßigte der Friedensrichter seinen Haftsbefehl gegen den Fremden, „daß Ihr eine Caution von 30 Pfund zu stellen im Stande wäret.“ Der Fremde ward auf das

Angenehmste überrascht durch diese Proposition. Er händigte dem Friedensrichter sogleich die verlangte Summe ein. Alles war erstaunt über die gefüllte Kasse des schwarzen Herrn. „Morgen hoffe ich, den Schleier von dem ganzen Geheimniß wegziehen zu können,“ sagte Dieser ruhig, „unterdessen lade ich Euch sämmtlich zu dem Hochzeitschmause, den ich diesen guten Leuten aus Dankbarkeit für den Empfang der armen Kebly zu geben beabsichtige. Ihr seyd doch auch mein Gast, Herr Alderman?“ — „Haltet Ihr mich für eine Magistratsperson,“ entgegnete der Eingeladene, „dem es um einen Braten und um einige Krüge Porter oder Flaschen Sherry zu thun ist? Uebrigens werde ich mich einstellen!“ Beim Hinausgehen flüsterte er Frau Rivers zu: „Blos, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren!“ —

Crabb rieb vergnügt die Hände, in der Hoffnung auf den Hochzeitsschmaus. Er konnte es nicht erwarten, sich seiner Braut im Staate zu präsentiren. Den Mangel der noch immer nassen Weste hatte er durch Zuknöpfen der Jacke geschickt zu verbergen gesucht; ein ausnehmend großer Busenstreif, welchen er, über die Gebühr hervorgezogen, trug, machte nach seiner Meinung Alles gut. Gerade als er Frau Rivers nach Sarah fragte, kam

Diese aus dem Gärtchen herein. Die entzündeten Augen sprachen es nur zu deutlich aus, in welcher Stimmung sie sich dort einsam befunden hatte. Crabb's Erkundigung, wann die Traue stattfinden werde und der Mutter Antwort: „Binnen zwei Stunden!“ übergoß sie, wie mit einem Strome kalten Wassers. „O, mein Gott, schon?“ lispelte sie unwillkürlich. Die Blödsinnige hing mit irren Blicken an Sarah's Zügen. Plötzlich nahm sie die Betrübte bei der Hand, zog eine dritte Austerschale hervor und überreichte sie ihr lächelnd mit den Worten: „Kebly schenkt das Sarah!“ — „Schon wieder eine Austerschale!“ rief Crabb. — Sarah nahm das Dargebotene wohlwollend an. Ein flüchtiges Ansehen der Schale zeigte ihr eingekritzelte Buchstaben, ebenso, wie es vorhin William ergangen war, sie konnte jedoch so schnell nichts entziffern, als den Namen „Kebly,“ welcher sehr gut und deutlich geschrieben unter den übrigen Wörtern stand. Dies war in der That auffallend. Sie forschte mit ihrem Auge in Kebly's Gesicht, aber da war keine Spur von Verschlagenheit sichtbar. Die Blödsinnige tändelte mit ihrer Schürze und schien sich weder um Sarah, noch um den geschenkten Gegenstand im Mindesten zu kümmern. Sollte ein so unglückliches Wesen fähig seyn,

seinen Namen fest und leserlich hinzuschreiben? Dies ließ sich gar nicht denken. Entweder hatte Kebly das Wort nicht selbst geschrieben, oder es gab Augenblicke, die ihr den Gebrauch der Vernunft wiederschenkten. Nichts konnte dies Räthsel geschwinder aufklären, als eine Entzifferung der Zeilen, welche über dem Namen befindlich waren. Eine dunkle Ahnung verbot Sarah, es in Gegenwart von Zeugen zu thun. Sie machte es, wie es William bei Empfang der Austerschale gemacht hatte, sie stahl sich hinaus. Crabb wollte ihr folgen, aber die Blödsinnige faßte ihn ziemlich kräftig bei der Jacke und hielt ihn zurück. „Heda! Was soll's mit mir?" fragte der Erschrockene. Die Blödsinnige drehte ihn ganz zu sich herum, dann sagte sie im Tone des Befehlens: „Kebly will sich mit Dir trauen lassen." — „Das wäre nicht übel!" rief Sarah's Bräutigam lachend. — „Kebly will! Kebly will! Kebly will!" — Der schwarze Herr näherte sich Crabb und raunte ihm ins Ohr: „Widersprecht nicht, guter Freund, sie fängt sonst an zu wüthen." — Crabb bekam Furcht. Auch hieß ihn sein Respekt vor dem Geldbeutel des Fremden Diesem stets zu Willen seyn. Als daher Kebly sich an seinen Arm hing und dringend fragte: „Will Crabb? will Crabb?" wagte Dieser

keine Anmerkung mehr, sondern entgegnete mit grinsender Freundlichkeit: „Warum nicht? Wir werden ein beneidenswerthes Paar abgeben!" — Die Blödsinnige strich sanft Crabb's schönen Busenstreif und sagte darauf: „Kebly will einen Brautkranz haben. Du sollst ihr im Garten Blumen dazu pflücken! Komm! Komm! Komm!" — Zu dieser empfindsamen Promenade hatte nun freilich der Bräutigam keine sonderliche Neigung, aber das gebietende Wesen des Herrn, der ihm leise zurief; „Folgt ihr doch! Es ist einmal ihre fixe Idee und Ihr gefallt Kebly!" imponirte dem Einfältigen dergestalt, daß er sich fügte. Frau Rivers und der Fremde wollten mitgehen, aber der Aufwärter bat den Letzteren, zu verweilen, da eine fremde Dame allein mit ihm zu sprechen verlange. Es war dies dieselbe Lady, welche im Anfange unserer Erzählung ein Zimmer von der Wirthin begehrt hatte. Die Dame kam auch sogleich herunter, begrüßte den Fremden und sagte ihm, sie habe ihn schon gestern am Ufer mit einem Frauenzimmer gesehen, welches, wie die Leute im Dorfe erzählten, blödsinnig sey. Dieser Umstand habe sie bewogen, hier im Hause ein Logis zu nehmen. Als der Fremde sich ohne Neugier eine Erklärung erbat, sagte die Lady: „Ich habe nicht Ursach, mein

Herr, meinen Plan zu verhehlen. Ich bin Schauspielerin.“ — „Schauspielerin!“ wiederholte der Fremde voll Verwunderung. — „Freilich nur Schauspielerin eines Provinztheaters,“ hob die Dame mit einem gewissen Selbstbewußtseyn an, „ich schmeichle mir indessen, eben so viel Talent zu besitzen, wie nur irgend eine Künstlerin der Londoner Bühne.“ — „Wer wollte so unartig seyn, daran zu zweifeln,“ versetzte der Fremde etwas ironisch. — „Sie haben dort z. B. die Siddons,“ fuhr die Dame eifrig fort, „und der Hof und die Stadt sind ganz schwindlig über die Trefflichkeit dieser Darstellerin. Ich sage Ihnen, mein Herr, die Siddons hat weder Wahrheit noch Begeisterung; ich begreife nicht, wie sich das Publikum so täuschen lassen kann!“ — „Ich verstehe nichts davon,“ warf der Fremde ein, „die Schauspielerin Siddons ist mir gänzlich unbekannt.“ — „Ich habe sie auch nur ein einziges Mal gesehen,“ entgegnete die Dame, „und zwar auf der Bühne, aber Unsereiner erkennt das große Talent auf den ersten Blick. Die Siddons ist ganz mittelmäßig und doch wird sie mit Geld und Ehre überschüttet. Ich heiße Miß Donald, mein Herr, und bin von der Dubliner Bühne. Ich strebe nach London, mein Herr, London ist der Platz, wo man seinen

Ruf, sein Glück machen muß. Ich fühle mich. Ich bin nicht eitel. Niemand darf sagen, ich habe eine übertriebene Meinung von mir selbst. Aber was eine Siddons kann, das kann ich auch. Eine Siddons durchschaue ich — —". Der Fremde lächelte etwas spöttisch und unterbrach die redselige Künstlerin mit der Bemerkung, daß er die höchste Vorstellung von ihren theatralischen Fähigkeiten habe, daß er aber nicht begreife, wie er in den Plan, die Schauspielerinnen London's auszustechen, verflochten sey. Die Dame stand nicht an, ihm dies sogleich auseinanderzusetzen. „Man wird," sprach sie mit einer Wichtigkeit, als ob es sich um ein gefährliches Staatsgeheimniß handelte, in London ein neues Stück unter dem Titel „die Blödsinnige" spielen. Da mir keine erste Rolle entgehen kann, so fällt mir in Dublin die Hauptpartie dieses Stückes zu. Da sich nun hier eine so schöne Gelegenheit darbietet, so will ich mit Ihrer Erlaubniß das blödsinnige Mädchen, welches Sie hergebracht haben, studiren. Kein Blick, keine Geste, keine Stellung soll mir entgehen und ich hoffe dann mit der Rolle einen Triumph zu feiern, der mich zur Hauptstadt bringt. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich mich in der Nähe der Unglücklichen aufhalte?" — Der Fremde schien ungemein

überrascht, doch mehr verwundert, als verlegen. Ein schalkhaftes Lächeln spielte um seinen Mund. Er sagte, daß er sehr gern die Hand bieten wolle, wenn die Schauspielerin seine arme Kebly zu studiren wünsche und es könne ihm nur angenehm seyn, wenn sie dadurch für ihre Kunst Gewinn ziehe. In diesem Augenblicke trat Kebly in das Zimmer. Die Blödsinnige hatte ihr Haupt mit einem phantastischem Kranze geziert und kam sichtbarlich in der Absicht herein, sich dem schwarzen Herrn zu zeigen. Als sie aber der unbekannten Lady gewahr wurde, ging sie sogleich bis zur Thür zurück, als ob sie vor Jener eine Scheu hätte. Der schwarze Herr ermuthigte sie mit den Worten: „Sey nicht ängstlich, Kebly, diese Dame ist Schauspielerin und will, eben weil sie Schauspielerin ist, Deine nähere Bekanntschaft machen. Sie ist Dir sehr gut, dies hat sie mir gesagt. Also fasse Vertrauen und komme näher.“ — Miß Donald ließ kein Auge von der Blödsinnigen. Kebly kam langsam hervor und starrte die Lady mit nichtssagenden Blicken an.

Miß Donald versicherte dem schwarzen Herrn, Kebly sey allerliebst, ihr Irrsinn mache sie keineswegs ungraziös, und wenn es gelänge, ihr ganzes Wesen zu copiren, so müsse dies von der Bühne

herab von schlagender Wirkung seyn. Kebly hatte die Zipfel ihrer Schürze ergriffen und stand lächelnd in der Mitte des Zimmers, den Körper anmuthig hin und her bewegend, ohne jedoch die Füße zu rühren: es war, als ob sie vom Tanze träumte. Dabei hielt sie immer ihr Gesicht von der Fremden halb abgekehrt, wahrscheinlich, weil das scharf beobachtende Auge der Unbekannten ihre phantastischen Visionen störte. Miß Donald trat näher zu Kebly und sprach: „Willst Du mich denn gar nicht ansehen, liebes Kind?“ — Die Blödsinnige ließ plötzlich, heftig erschreckt, die Schürze fahren, wendete sich ganz von der Fragenden und sagte, die Augen mit den Händen bedeckend: „O nein, o nein, o nein! Kebly ist Braut — Kebly schämt sich!“ — Miß Donald war entzückt über die kindliche Naivetät, die sich im Tone der Stimme und in jeder Geste zu erkennen gab und gestand, daß es ihr kaum gelingen würde, diese eigenthümliche Natur nachzuahmen. — „Kebly's Bräutigam kommt!“ rief die Blödsinnige, und in der That kam Crabb, welcher seine Braut in allen Winkeln vergebens gesucht hatte, mit einem Bouquet in der Hand zu den Sprechenden. Kebly hing sich sogleich an seinen Arm, welches er aus Achtung vor dem schwarzen Herrn litt. Als die Blödsinnige das

Bouquet bemerkte, fragte sie zärtlich: „Das für Kebly? Ja?“ — Ein Blick des schwarzen Herrn gebot Crabb, nicht zu widersprechen und Dieser leistete auch sogleich Gehorsam. „Freilich,“ sagte er zu Kebly, ihr das Bouquet mit einer Furcht gebend, wie man einem bösen Papagey ein Stückchen Zucker darreicht, „für Kebly habe ich es ausdrücklich bestimmt — wem sollte ich es sonst geben?“ — Kebly nahm das Bouquet, begab sich sehr freundlich mit demselben zu Miß Donald und sprach: „Kebly vorstecken! Du!“ — Miß Donald ergriff gern die Gelegenheit, das Mädchen näher betrachten zu können und befestigte ihr das Sträußchen zierlich an die Brust, wozu sie sich absichtlich mehr Zeit nahm, als nöthig gewesen wäre. Die Blödsinnige stand ganz unbefangen da und zeigte nun der Fremden gegenüber nicht die mindeste Scheu mehr. Als das Befestigen der Blumen endlich vollbracht war, fiel der schimmernde Schmuck der Dame Kebly in die Augen. Sie ergriff der Schauspielerin Hand und bewunderte jeden Ring an derselben mit einem lauten und kindischen „Ach!!“ Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit auf die Ohrringe. Sie tändelte ein Weilchen mit ihnen und stieß ein „Schön!“ über das Andere aus. Die Uhr der Dame war das Letzte, was,

von Kebly wahrgenommen, ihre Bewunderung erregte. „Das will Kebly haben,“ sagte die Blödsinnige ernsthaft und mit befehlender Stimme, „Kebly gibt Dir was Schönes dagegen.“ Miß Donald lös'te die Uhr von dem haltenden Haken und gab sie Kebly in die Hand, wobei sie leise den schwarzen Herrn fragte, ob das Mädchen die Uhr nicht zerbrechen würde. Der Herr beruhigte sie vollkommen und stand auch dafür ein, daß der werthvolle Gegenstand bald wieder in die Hände seiner Besitzerin gelangen sollte. „Sie ist, wie ein Kind,“ flüsterte er der Schauspielerin zu, „sie hat keinen Begriff von dem Werth des Gegenstandes und läßt jedes Stück wieder liegen, sobald etwas Anderes sie reizt.“ — Kebly beguckte die Uhr, sie auf der flachen Hand haltend, lang, zog dann eine Austerschale hervor und schenkte diese Miß Donald mit dem Ausdruck von Wichtigkeit, als ob es sich um ein Juwel gehandelt hätte. Die Schauspielerin nahm das Geschenk an, ohne durch einen Laut oder durch einen Blick Kebly aus ihrem Traume zu wecken, weil sie ganz in das Studium des Charakters vertieft war. Die Blödsinnige hielt die Uhr an das rechte Ohr, freute sich über das Gehen derselben und rief lachend: „Tick! Tick! Tick!“ Dann gab sie die Uhr hastig, als ob ihre

Gedanken plötzlich eine ganz andere Richtung genommen hätten, dem Herrn mit einem dringenden: „Da!!“ und lief zu Crabb, der eben die Bemerkung machte, daß Kebly eine ganze Austerbank geplündert haben müsse, sich geschwind wieder an seinen Arm hängend mit den Worten: „Kebly will bei Dir seyn! Bei ihrem Bräutigam! Sie hat ihn lieb — mehr, als Alles!“ — Crabb machte einen linkischen Bückling und, einen respectvollen Blick auf den schwarzen Herrn richtend, empfing er die Liebes-Erklärung mit einfältiger Freundlichkeit, nichts erwidernd, als: „Viel Ehre! Bin ganz glücklich!“ — Miß Donald war mit ihren Beobachtungen ungemein zufrieden, sie gab dies dem schwarzen Herrn verstohlen zu erkennen und betheuerte, daß sie diesen Tag nicht für 50 Guinee'n verkaufen möchte. Der Fremde äußerte sein Vergnügen darüber, und händigte ihr mit einer artigen Verbeugung ihre Uhr ein. Crabb, der sein scharfes Ohr überall hatte, hörte etwas von „50 Guinee'n“ und wollte geschwind zu der geputzten Dame hin, zu erfahren, ob vielleicht für ihn etwas dabei abfallen möchte; aber Kebly hielt ihn sogleich fest und er war gezwungen, an ihrer Seite zu bleiben. Frau Rivers führte den Notar herein und als Zeugen den Alderman. Man wollte vor der

Traue die Papiere in Ordnung bringen, und da man bereits vollkommen einig war, so fehlte nur noch der Name des Bräutigams und der Braut. Man hatte Sarah bereits aufgesucht, aber Diese war nirgend zu finden. Nicht wenig war Frau Rivers überrascht, als sich auch William, und zwar im schönsten Sonntagsstaat einstellte, so ruhig und heiter, als ob sein Schmerz über Sarah's Verlust und sein Groll gegen Crabb, wie durch einen Zauber, verscheucht worden wären. Die Blödsinnige bestand darauf, erst noch mit Crabb, den sie fortwährend ihren Bräutigam nannte, eine Unterredung zu haben. Der Alderman sah neugierig die fremde Dame an und fragte Frau Rivers, was jene hier thue. „Es ist eine Reisende!" erklärte ihm die Wirthin. — „Eine Reisende?" wiederholte der Friedensrichter, und seine Nase mit einer Prise versehend, setzte er hinzu: „Man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat!" Der schwarze Herr bat, da ohnehin die Braut fehlte, Kebly's Wunsch, noch ein Weilchen mit Crabb allein zu seyn, zu gewähren, indem sie sonst im Stande wäre, durch ihre Possen die Ceremonie zu stören. Crabb sah sich als ein Opfer an, dem die Unterhaltung der verrückten Creatur, wie er die Blödsinnige nannte, stets zur Last fiele und gab dem

Herrn nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm wohl für seine Bereitwilligkeit ein Douceur zukäme. — „Wer weiß, was Euch die Zukunft bringt!“ tröstete ihn der Fremde. Dies schien aber dem geldsüchtigen Fischer ein Versprechen ohne Halt. Der ganze Zug setzte sich in Bewegung, Sarah zu holen, und Frau Rivers sagte Crabb, sie würde ihn sogleich benachrichtigen, wenn Alles zum Unterzeichnen bereit sey. Miß Donald hielt sich in der Nähe, um ihr Studium fortzusetzen.

Der schwarze Herr blieb an der Seite der Schauspielerin und Beide waren ungesehen Zeuge der Scene zwischen Kebly und Crabb, welche von jedem der Lauschenden mit ganz verschiedenartigem Interesse angehört ward. Kaum war die Blödsinnige mit Crabb allein, als sie zärtlich ihren Arm in den seinigen hängte und mit einschmeichelnder Stimme fragte: „Hat Kebly's Bräutigam sie lieb?“ — Dem einfältigen Menschen wurde ganz bange in der Nähe des unglücklichen Mädchens. Es war seinem Gedächtniß gegenwärtig, daß man ihm gesagt hatte, Widersprechen erwecke oft der Stillkranken Wuth, auch erinnerte er sich, gehört zu haben, daß Wahnsinnige übermenschliche Körperkraft besäßen, er getraute sich also keineswegs, sie ohne Weiteres sich vom Halse zu schaffen. Er erwiderte auf

ihre Frage: „Sehr — versteht sich — Crabb hat Kebly ungeheuer lieb!" — Kebly legte ihr Haupt an seine Brust und lispelte: „Dann ist Kebly glücklich und gesund! Kebly wird überall weggestoßen — Kebly wird von Niemandem geliebt — ach! — das hat sie krank gemacht!" — Sie weinte und schluchzte heftig. Crabb stand in Verlegenheit wie ein Pfeiler da und wagte sich nicht zu rühren. Plötzlich trocknete die Blödsinnige ihre Augen mit der Schürze, lachte hell auf und hüpfte um den erschreckten Crabb, welcher schon glaubte, daß sie in Wuth ausbreche, im Kreise herum. „La, la, la!" sang sie dazu, dann stand sie still, blinzelte den verdutzten Fischer mit schelmischen Augen an und sprach: „Nun hat Kebly einen Mann! — Einen schönen, geputzten Mann! — Dich — Dich!!" — Bei den letzten Worten zeigte sie mit solcher Heftigkeit auf Crabb's Brust, daß Dieser vor Furcht ein lautes „Ach!" ausstieß und ein paar Schritte zurücksprang. Die Blödsinnige folgte ihm sogleich nach, aber ohne erschreckende Geberde. Im Gegentheile faltete sie bittend die Hände, wie ein Kind, und sagte sanft: „Nichts fürchten von Kebly — Kebly ist nicht böse — nein, nein, nein!" Sie hing mit rührendem Ausdruck an seinen Zügen, ängstlich forschend, was er ihr Tröstliches sagen

würde. Aber in seinem Gehirne war eine complete Gedankenebbe, er glotzte sie, ohne ein Wort zu sprechen, an. Kebly streichelte seinen Arm und fragte: „Ist Kebly nicht auch schön?“ — Es wäre ein allzugroßes Wagniß gewesen, auf diese Frage die Antwort schuldig zu bleiben. Crabb nickte mit dem Kopfe, wie der steinerne Gast in Don Juan, und sagte: „Recht schön! Bei meiner armen Seele, außerordentlich schön!“ — „Schöner als Sarah?“ fragte die Blödsinnige weiter. — „Viel, viel schöner!“ entgegnete der eingeschüchterte Bräutigam. Kebly stützte sich zutraulich mit ihrer Hand auf seine Schulter, so daß ihr Köpfchen dem seinigen ganz nahe kam und flüsterte ihm geheimnißvoll in's Ohr: „Dann soll Kebly's Bräutigam erfahren, was kein Mensch weiß! Pst!“ — Sie sah überall im Zimmer herum, ob auch kein ungebetener Gast Zeuge sey; dann sagte sie leise, aber sehr nachdrücklich: „Kebly ist sehr reich!“ — Dies Wort hatte auf den geldsüchtigen Crabb eine elektrische Wirkung, sein nichtssagendes Gesicht bekam Feuer und Leben und sein Auge richtete sich gegen die Sprechende mit einem, von dem bisher gezeigten, ganz verschiedenen wohlwollenden Ausdruck. „Reich?“ wiederholte er mit Erstaunen. Kebly bestätigte ihre Rede durch nachdrückliche Ge-

sten, und als Crabb ungläubig den Kopf schüttelte, sagte sie: „Du glaubst, Kebly lügt? Kebly macht ihren Mann so reich — so reich — so reich! Aber das soll kein Mensch wissen — sonst kommen sie und heirathen Kebly des Geldes wegen. Du bist anders! Du hast Kebly lieb gehabt und hast geglaubt, Kebly ist arm — ach! Du bist recht dumm gewesen. Nun wird Dir Kebly zeigen, was sie ihrem Manne mitbringt. Ja, ja, sie wird es Dir zeigen — warte nur! Kebly kommt wieder!" Sie begab sich in ihr Zimmer und der neugierige Crabb hörte deutlich mit einem Schlüssel ein Schloß öffnen. Noch schien ihm die ganze Sache eine Einbildung der Irrsinnigen, als aber Kebly jetzt hervortrat mit einem gefüllten Geldsacke, an welchem ein großer Zettel mit der Aufschrift „200 Kronen" befestigt war, als sie lächelnd einen zweiten mit 100 Kronen und dann wieder einen mit 150 Kronen holte und Miene machte, das Spiel immer wieder zu erneuen, verlor der geldgierige Mensch beinahe den Kopf vor Schwindel. „Das Mädchen schreien sie für verrückt aus," rief er, „spricht sie nicht vernünftiger, als tausend Andere? Und schöner ist sie gewiß auch!" — Kebly kam jetzt lachend herein und sagte: „Du denkst, Alles hast Du gesehen — Kebly hat mehr, Kebly hat viel mehr!" — „Willst

Du mich denn wirklich zum Manne nehmen?“ fragte Crabb mit einer Entschlossenheit, die deutlich zeigte, daß der Anblick des Geldes ihn zu dem Außerordentlichsten gestählt hatte, „ist es Dein Ernst, keine Blödsinnigkeit — wenn Du mich Deinen Bräutigam nennst?“ — „Kebly lügt nicht,“ erwiderte das Mädchen und schmiegte sich an Crabb,“ sie kam blos hieher, um Einen glücklich zu machen, den sie liebt. Aber — — aber — — aber — — die alte Frau im Hause will es nicht leiden. Sie gönnt Kebly nicht den schönen und klugen Mann — sie wird — —“. — — „Nichts wird sie!“ rief Crabb voll Muth, „noch bin ich frei und kann nehmen, wen ich will! Ich heirathe Dich, bei meiner armen Seele! Ja, bei meiner armen Seele! Da, hier meine Hand! Hast Du wenig Verstand, so hab' ich desto mehr! Mit den Säcken voll Geld passiren wir für das klügste Paar in Altengland. Kebly, thue was ich Dir sage — verstehst Du auch, was ich Dir sage?“ — Die Blödsinnige nickte bestätigend und horchte auf. — „Setze die Geldsäcke alle hier herein,“ fuhr Crabb fort, „damit die Leute doch gleich sehen, was ich für eine Partie thue. Ich will mich weiden an dem Neide, an der Verwunderung. Besonders Sarah — — wie wird sie die Augen aufreißen!

Sie hat ohnehin immer nach dem William geguckt — dem armen Schlucker, der nichts zu beißen und zu brechen hat — nun kriegt sie ihre Strafe, sie mag ihn heirathen — ich nehme Dich mit allen Deinen Fehlern, aber auch all Deinen Geldsäcken!“ Kebly hüpfte ausgelassen umher. Crabb eilte hinweg, Frau Rivers seine veränderten Gesinnungen mitzutheilen. Die Blödsinnige trug mit den unverkennbarsten Zügen von innerer Befriedigung die Geldsäcke, wie es der Bräutigam befohlen hatte, in das Zimmer, placirte sie in der Nähe der Thür neben einander, holte ein seidenes Tuch und bedeckte sie sorgfältig mit demselben. Miß Donald, die von allem Vorgegangenen nichts verloren hatte, konnte nicht Worte finden, ihre Dankbarkeit gegen den schwarzen Herrn an den Tag zu legen, einmal über das andere rief sie: „O, wie bleibt doch stets die Nachbildung hinter der Natur zurück! — Die Natur trägt ein eigenthümliches Gepräge der Wahrheit in sich! — Wie schwer ist es, dies mit der Kunst zu erreichen! — Jetzt aber wird es mir gelingen!“ —

Der schwarze Herr überraschte Kebly bei ihrem Geschäfte mit den Geldsäcken; er kam mit Miß Donald leise näher, weil diese die Züge des Mädchens noch einmal genau betrachten wollte. Die

Blödsinnige kauerte bei ihrem Reichthum und hatte den Eintretenden den Rücken zugekehrt. Ein unbedeutendes Geräusch rief sie empor. Sie suchte die ohnehin zugedeckten Säcke möglichst mit ihrem Körper zu schirmen, um sie dem Blick der Fremden zu entziehen, ein Zeichen, daß sie von dem Lauschen derselben keine Ahnung hatte. Miß Donald ließ sie in dem Glauben, daß sie ganz unbemerkt gewesen war, versuchte jedoch ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Da schlug die Wanduhr im Zimmer zwölf. Die Blödsinnige machte mit seltsam spöttischem Wesen einen Knix, der sich aber mehr gegen den schwarzen Herrn, als die Schauspielerin richtete, und lief in ihr Zimmer, welches sie fest hinter sich verschloß. Miß Donald bedauerte unendlich, daß ein so interessanter und nützlicher Anblick ihr schon entzogen wäre. Sie ließ sich von dem Eifer für ihre Kunst so weit hinreißen, Kebly in einzelnen Reden und Geberden zu copiren, und fragte den schwarzen Herrn, was er zu der Auffassung sage. Er betheuerte, daß er von dem Vortheile, diese Blödsinnige beobachtet zu haben, vollkommen überzeugt sey. „Wenn die Siddons sich in London die Rolle zueignet," sprach die Künstlerin, „was gewiß geschieht, weil sie den Dichtern die Cour macht, so kann sie sie unmöglich so spie-

len, wie ich sie nach dem Studium des heutigen Tages spielen werde.“ — „Macht Mistriß Siddons den Dichtern die Cour?“ fragte der schwarze Herr. — „Oh, es ist eine Schlange!“ entgegnete die Dubliner Schauspielerin, „sie weiß sich zu krümmen und zu winden, wo es ihr Interesse gebietet. Sie überhäuft die Schriftsteller mit Schmeicheleien und diese sind eitle Narren genug, Alles für baare Münze zu nehmen. Sie lächeln, mein Herr? Meinen Sie, ich übertreibe? Fragen Sie jemand Anderen, der in der Hauptstadt bekannt ist, und Sie werden meine Rede bestätigt hören!“ — Der schwarze Herr beruhigte die Redselige mit den Worten: „Daß die Dichter eitle Narren sind, ist eine ausgemachte Sache. Ich hörte diese Leute oft äußern, daß sie den größten Antheil an dem Erfolge hätten, dessen sich Schauspieler erfreuen, und doch ist es nur zu ausgemacht, daß sich Dichter glücklich schätzen können, wenn ihre Rollen von solchen Talenten, wie z. B. das Ihrige ist, dargestellt werden. Im Uebrigen sind mir die Theaterverhältnisse ganz fremd, auch will ich für die Aufrichtigkeit von Mistriß Siddons Schmeicheleien keineswegs einstehen. Man zeiht die Damen vom Theater einer übertriebenen Eitelkeit — Sie spreche ich natürlich davon frei! — und Eitelkeit pflegt

wohl gern Schmeicheleien zu empfangen, sie aber selten zu gewähren. Wenn Sie, Madame, der Siddons Stelle einnehmen werden, dann wird man von Aufrichtigkeit und Bescheidenheit einer großen Künstlerin reden können.“ — Miß Donald verbeugte sich ausnehmend dankbar, der Fremde kam ihr in diesem Augenblicke sehr liebenswürdig vor. — Vor der Thür ließ sich ein freudiges „Hurrah!“ vernehmen. Gleich darauf kam William mit Sarah am Arme hereingesprungen, glückselig und jubelnd. Dem Paare folgten Frau Rivers, der Alderman und der Notar. Crabb war der Letzte, der in das Zimmer trat, er hatte die Haltung eines reichen und stolzen Mannes angenommen. Frau Rivers war in einem Zustande von Aufregung, der sich auf Crabb bezog. Sie reichte William die Hand und sprach: „Nehmt meine Tochter hin, William, und macht sie glücklich! Ich will sie lieber einem armen Burschen geben, wie Ihr seyd, als einem geldhungrigen Tölpel, der sich jetzt in den Kopf gesetzt hat, eine Verrückte zu heirathen, weil sie ein paar Kronen besitzt!“ — „Ein paar Kronen?!“ rief Crabb und blies hochmüthig die Backen auf, „Ihr dauert mich! Tiefe Bücklinge werdet Ihr Alle machen, wenn Ihr sehet, was Kebly mir zubringt!“ — Frau Rivers kehrte ihm den Rücken

zu und fragte den Notar, ob die Papiere ganz in Ordnung wären. „Braut und Bräutigam haben unterzeichnet, auch der Herr Alderman steht da als Zeuge,“ erwiderte der Notar, „es fehlt nur der Mutter Unterschrift.“ — Frau Rivers nahm die Feder und, einen schadenfrohen Blick auf Crabb werfend, setzte sie ihren Namen unter das Dokument. „Nun wischt Euch den Mund, Herr Crabb,“ sagte sie darauf, „meine Sarah hat ihr Theil!“ Sarah und William drückten ihr freudig die Hände. „Da seht her,“ rief der stolze Verschmähte, „und werdet kleinlaut! Solcher Reichthum ist mein — dies ist Kebly's Aussteuer!“ Er nahm das Tuch von den Geldsäcken weg. Das Erstaunen der Anwesenden war groß. Nur der schwarze Herr fragte mit Ruhe: „Habt Ihr aber auch den Inhalt geprüft, Herr Crabb? Dachtet Ihr nicht daran, daß Ihr es mit einer Person zu thun hattet, die fortwährend Comödie spielt?“ — Crabb glotzte den Sprechenden mit großen Augen an. „Ich bin in der That neugierig, zu sehen, was Kebly in die Säcke gestopft hat,“ fuhr der schwarze Herr fort, „wir wollen doch die Münzsorten prüfen!“ — Er nahm den Sack mit der Etikette „200 Kronen,“ öffnete ihn und schüttete den Inhalt auf den Boden. Zu großer Belustigung der Zeugen, aber zu

wahrem Entsetzen für Crabb stellte sich ein Haufen kleiner Austerschalen den Blicken dar. Dasselbe Resultat gab ein Eröffnen der übrigen Säcke. Ein lautes Lachen erscholl. „Verdammte blödsinnige Hexe!" schrie Crabb, „wie hast Du mich gefoppt! Ich vergreife mich an Dir!" — „Gott bewahre!" sprach streng der Alderman, „das brächte Euch vor die Assisen! Man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat! Wenn Ihr noch eine Drohung verlautbart, so nehme ich 20 Lsterl. Bail von Euch, als Unterpfand, daß Ihr keinen der Unterthanen Sr. Majestät molestiren wollt." — Crabb war zerschmettert. Man fragte nach Kebly. Als man erfuhr, sie habe sich eingeschlossen, rief man sie; aber alles Klopfen und Rufen war vergebens. „Vielleicht hat sie das letzte Bischen Verstand verloren," sagte boshaft der betrogene Bräutigam, „und ist zum Fenster hinausgesprungen!" — „Vielleicht hat sie ihren Verstand wiedergefunden," entgegnete lachend der schwarze Herr, „und dann könnt Ihr nicht verlangen, daß sie Euch zum Manne nehme." Er klopfte an die Thür und erinnerte die Eingeschlossene, daß es Zeit sey, sichtbar zu werden.

Nach langem Zögern öffnete sich endlich die Thüre. Wie groß war die Ueberraschung, als statt

der Blödsinnigen eine elegant gekleidete Dame heraustrat, deren Auge und Züge allerdings lebhaft an Kebly erinnerten. Crabb meinte, er sey in den Händen einer Hexe gewesen, die Säcke hätten wirklich Geld enthalten, aber durch hocus pocus wäre die Verwandlung vor sich gegangen. Der Alderman wußte nicht, wie dergleichen zu nehmen sey. Die Herausgetretene nahm vorläufig von Niemandem Notiz; sie wandte sich an den schwarzen Herrn mit der Frage: „Nun Sheridan, habe ich meine Wette gewonnen?“ Der Name Sheridan fiel auf die Brust der Dubliner Schauspielerin wie ein centnerschwerer Stein. Dies war also der berühmte Lustspieldichter aus London! Und sie hatte sich so unvorsichtiger Weise über die Dichter ausgesprochen! Der Herr, wir wollen ihn fortan bei seinem Namen nennen — Sheridan ergriff galanter Weise die Hand der Fragenden und entgegnete: „Sie haben so meisterhaft gespielt, liebe Siddons, daß ich mit Vergnügen meine 50 Pf. St. bezahle. Sie tragen mir in der Hauptrolle meines Drama's: „die Blödsinnige“ viel mehr ein, als eine solche Kleinigkeit.“ — Die Dubliner Schauspielerin glaubte, sie müsse in die Erde sinken. Das blödsinnige Mädchen, deren interessanten Charakter sie mit allem Eifer studirt hatte, war also eine Maske

gewesen und zwar die Maske der geschmähten Rivalin Siddons! Hier galt es, klug seyn! Sie ging zu der Londoner Künstlerin, bekomplimentirte diese in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über deren unnachahmliches Spiel, pries sich glücklich, von solchem Triumphe Zeuge gewesen zu seyn und empfahl sich der mächtigen Protektion. Sheridan lächelte. Die Dubliner Dame entfernte sich darauf mit einiger Eilfertigkeit, so, daß man wohl merken konnte, „schwer laste die Luft dieses Zimmers auf ihr.“ Jetzt erst durfte Sarah ihren Empfindungen Raum geben, sie näherte sich Mistriß Siddons und wollte ihre Hand küssen. Diese schloß sie jedoch liebreich in die Arme. „Nein, mein Kind,“ sprach die Schauspielerin, „ich habe kein so undankbares Herz, daß ich den großen Dienst, welchen Dein Vater mir geleistet, jemals vergessen könnte. Dein Brief bestimmte mich sogleich, meine Kunst zu Deinem Glücke anzuwenden. Da dieser Herr mir die Hauptrolle in seinem neuen Stücke nicht zutraute, so wettete ich mit ihm, ich wolle hier 24 Stunden hinter einander ein blödsinniges Mädchen spielen, durch mein Spiel alle Welt täuschen und Dir den Mann Deines Herzens verschaffen. Ich habe Wort gehalten und erwarte nun mit gutem Fug die schleunige Bezahlung der 50 Pf. St.

von Seiten des berühmten Herrn Sheridan.“ Der Lustspieldichter richtete an den Alderman die Frage, ob er jetzt noch Cautions-Gefangener sey. „Behüte der Himmel!“ rief dieser mit einem tiefen Bückling, „ich kaufe alle literarischen Neuigkeiten für meinen Bücherschrank und sollte den trefflichen Sheridan nicht kennen! Oh, Unsereiner weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat. Es war ein sehr guter Spaß. In den Gesetzen ist nirgend verboten, zu löblichen Zwecken blödsinnig aufzutreten, vorzüglich hier, wo es sich um die Zukunft meines Pathen William handelt.“ Er händigte dem Dichter sofort die empfangene Cautionssumme ein, der sie sogleich verwendete, die verlorne Wette an Mistriß Siddons zu bezahlen. „Man pflegt,“ hob die anmuthige Künstlerin an, „gewonnenes Geld nicht zu behalten, sondern es auf humane Weise zu verwenden. Ich glaube, keinen bessern Gebrauch davon machen zu können, als wenn ich es dem Bräutigam meiner lieben Sarah schenke, um ihr Ehestandsschifflein flott zu machen, oder ohne Metapher: daß er sich den Kahn kaufe, der ihm nach der verständigen Mutter Forderung fehlt.“ William und Sarah ergossen sich in Danksagungen, auch Frau Rivers, welche bis dahin eine stumme Zuhörerin gewesen war, wurde nun gesprächig und

stimmte in die Lobeserhebung ein, die allgemein der Mistriß Siddons gezollt wurde. Crabb aber, der sich so ganz und gar getäuscht sah, mußte seinem Ingrimm Luft machen, er trat ziemlich grob vor den Lustspieldichter und sprach: „Herr Sheridan, Ihr seyd mir Ersatz schuldig. Die angeblich Blödsinnige hat meine Staatsweste gewaschen und dadurch verdorben — das müßt Ihr bezahlen — oder Ihr habt Euch vor mir in Acht zu nehmen.“ Die Impertinenz des Tones, mit welcher das Verlangen ausgesprochen ward, reizte zum Widerstande. „Hättet Ihr, mein guter Freund,“ entgegnete Sheridan ruhig, „statt einer Drohung eine Bitte an mich gerichtet, so würde ich Euch diese zwei Lsterl. gegeben haben; so aber bestimme ich sie, damit Ihr sehet, daß es mir nicht darauf ankommt, den Armen und lege sie in die Hände des Herrn Alderman. Spricht er sie Euch als Friedensrichter zu, so darf ich nichts dagegen einwenden.“ — Crabb stellte sich in Positur, um von dem Richter das Geld zu nehmen. Dieser steckte es aber sogleich in die Tasche und that den Ausspruch: „Ihr hättet nicht nöthig gehabt, Euch mit der angeblich Blödsinnigen so tief einzulassen. Das war Speculation Eurerseits. Ihr dachtet, durch sie Geld zu gewinnen. Hättet Ihr gewonnen, so würdet Ihr mir

nichts davon abgegeben haben; nun Ihr verloren habt, ist es sehr folgerichtig, daß die Armen Euch nichts dazu schießen. Das nennen wir hier zu Lande Gerechtigkeit und man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat.“ Crabb schnürte sein Bündel und zog ab, unter Weges sich vornehmend, wenn jemals eine Schauspielerin sich über den Canal setzen lassen wollte, ihr dreifaches Fährlohn abzufordern. Ehe die Liebenden vereinigt wurden, kamen noch die Austerschalen zum Vorschein, die Mistriß Siddons ihnen in der Rolle der Blödsinnigen geschenkt hatte. William und Sarah erzählten, daß sie blos durch diese in Muth und Vertrauen gestärkt worden wären, denn beide brachten schriftlichen Trost. Auf William's Schale stand: „Kleidet Euch hochzeitlich, Ihr heirathet Sara!“ Auf Sarah's: „Sey getrost, die Dankbarkeit gibt Dir den Geliebten.“ — Ein heiteres Mahl auf Sheridan's Kosten schloß sich der Traue an. Erst am andern Morgen verließ Mistriß Siddons mit ihm das Dörfchen, wo sie Glückliche hinter sich ließen. In London wurde die Begebenheit bekannt und trug nicht wenig dazu bei, das Interesse an dem neuen Drama „die Blödsinnige“ zu erhöhen.

II.

Der Mord.

Erzählung.

An einem Morgen fand der zur Stadt fahrende Bauer P. auf dem Wege durch den Wald die Leiche eines jungen Mannes, der durch einen Stich in die Brust ermordet worden war. Er machte sogleich der nächsten Behörde Anzeige, und die sofort angestellte Untersuchung ergab, daß der Ermordete Wilhelm M. hieß, daß er im Städtchen St—berg als Knecht in einer Brauerei gedient hatte und am Abend vor seinem Tode in einer dringenden Angelegenheit ausgegangen war. Ueber seinen Charakter wurden die verschiedensten Angaben gemacht. Einer schilderte ihn als einen stillen, gottesfürchtigen Menschen, der Andere als verschlossen und heimtückisch. Der Untersuchungsrichter, um den Mörder auszumitteln, verschaffte sich Aufklärung über die Stellung des Getödteten während der letzten Zeit seines Lebens, dessen Familien-Verhältnisse und Beziehungen zu anderen

Personen und erfuhr Folgendes: In dem Städtchen wohnte eine Wittwe, deren einzige Tochter in dem Rufe außerordentlicher Schönheit stand. Da die Frau kränklich und gänzlich mittellos war, so sah sich das Mädchen genöthigt, ihre Hände fleißig zu rühren, um sich und die Mutter zu erhalten. Sie wusch für Geld. Ihr Benehmen war nach Aussage aller Zeugen tadellos. Der Brauereibesitzer, Wilhelm's Herr, war ein guter Kunde für die arme Sophie, ihr wurde schon seit zwei Jahren die Wäsche für das ganze Haus anvertraut. Bei der Ablieferung derselben kam sie wiederholentlich mit dem Knechte Wilhelm zusammen, der ihr stets einige freundliche Worte zu sagen hatte. Sophie nahm dies für die gewöhnliche, unter Personen niederen Standes herrschende Vertraulichkeit. Als aber der Knecht niemals fehlte, wenn sie des Brauers Haus betrat und sein Benehmen so gewiß leidenschaftlich und andringlich wurde, fühlte sie sich in Verlegenheit, sobald sie in seine Nähe kam. Ihr Herz sprach durchaus nicht für diesen Mann und nichts ist für das Weib lästiger, als die Zärtlichkeit eines Ungeliebten. Doppelt lästig aber wird diese Zärtlichkeit, wenn das Herz sich einem Anderen ergeben hat, und dies war bei Sophie der Fall. Der Kellner eines Wirthshauses in der

Nachbarschaft ihrer Wohnung war der Glückliche, der ihre Neigung gewonnen hatte. Otto war ein lebhafter Junge, wie er wohl den Dirnen gefällt, etwas leichtsinnig, muthig und bildhübsch. Diese Eigenschaften gewannen ihm Sophie's Liebe, aber ihre Mutter wollte von dem Bräutigam, der sein Bißchen Erspartes stets auf Westen, hübsche Halsbinden, mit einem Worte auf Verschönerung seiner Person wendete, wenig wissen. Sophie hatte manchen Kampf mit der alten eigensinnigen Frau zu bestehen, wenn die Rede auf den Kellner kam, und plötzlich erhielt sie sogar von der Mutter die unerwartete Weisung, alles Zusammenstecken mit dem „geputzten Bettler" (wie die zornige Frau den stets sehr sorgfältig gekleideten Kellner nannte) ganz und gar zu unterlassen, oder dem letzten Segen zu entsagen. Dies Verbot war Wilhelms Werk. Er hatte den sonntäglichen Kirchenbesuch schlau zu benutzen gewußt, Sophie's Mutter allerlei kleine Höflichkeiten zu erweisen und sie dadurch ganz für sich zu gewinnen. Der stille, ernste und fromme Mensch schien der Alten eine bessere Partie für ihre Tochter, und als er gar sagte, er habe von einer weitläuftigen Verwandten in der Nähe eine Summe von dreihundert Thalern einzuholen, entschied die Mutter sich ganz und gar für ihn und

kündigte dies an demselben Abende der Tochter an, welcher der Nacht des Mordes vorherging. Es wurde ausgesagt, daß der Kellner sich zu Bekannten geäußert habe: „er werde den Kerl umbringen, wenn dieser ihm sein Lebensglück rauben wolle;“ auch konnte Otto nicht ausweisen, wo er sich in jener Nacht befunden habe, ja, es wurde klar dargethan, daß sein Bett erst gegen Morgen von ihm aufgesucht worden war, deshalb verfügte man die Verhaftung des Kellners, als des Meuchelmordes an Wilhelm M. verdächtig. Sophie war in Verzweiflung. Der Gefangene leugnete die Schuld, gab aber zu, daß er in Augenblicken der Aufregung Drohungen gegen Wilhelm ausgestoßen habe. Er erklärte den Umstand, warum er sich gerade in der verhängnißvollen Nacht so spät zu Bette begeben, dadurch, daß es seine Gewohnheit sey, in der Dunkelheit ein Pfeifchen zu rauchen. Da sich dies als ungegründet erwies, so wuchs der Verdacht gegen den Eingesperrten. Man drang in ihn, die Wahrheit zu bekennen — er blieb bei seiner Aussage. Zu der Leiche des Ermordeten geführt, behauptete er die vollkommenste Ruhe, sogar bei dem Aufdecken der Wunde veränderten sich seine Gesichtszüge nicht. Der Wundarzt meinte, der Stich sey mit einem sehr feinen und spitzigen Instrumente gethan worden,

wie man dergleichen im gewöhnlichen Gebrauch gar nicht vorfinde. Unter allen in Beschlag genommenen Gegenständen, welche Otto gehörten, fand sich kein solches Instrument, wohl aber fand man etwas Schießpulver und einige Pistolen-Kugeln, über deren Besitz der Inquisit eine ziemlich ungenügende Aufklärung gab. Er behauptete, die Gegenstände wären in einem leeren Zimmer des Wirthshauses in seine Hände gefallen. Man würde weniger Gewicht auf diese Aussage gelegt haben, wenn nicht ein Beamter des Gerichtes, der zu genauer Untersuchung der Stelle, wo der Mord geschah, abgeschickt worden war, in einem Gebüsche, dicht an dem Platze, den noch das Blut der Leiche färbte, ein Pistol gefunden hätte, welches sich als geladen auswies und zwar mit einer Kugel, die den vorgefundenen an Größe vollkommen glich. Dies bestärkte allerdings die Muthmaßung des Richters, daß Otto sich auf dem Wege befunden habe, und zwar doppelt bewaffnet, daß er in der Verwirrung nach vollbrachter That, zu welcher er sich der geräuschlosen Stichwaffe bediente, davon geeilt sey, ohne das eiligst weggeschleuderte Pistol wieder aufzusuchen. Der Gefangene wollte das Pistol nie gesehen haben und beharrte mit den heiligsten Schwüren darauf, daß er in jener Nacht auf dem

Felde hinter dem Wirthshausgarten spaziren gegangen sey.

Sophie befand sich in unausgesetzter Todesangst um den Geliebten, sie suchte sich demnach mit Begierde Kenntniß von den Verhandlungen des Prozesses zu verschaffen. Obgleich die Verhöre sehr geheim gehalten wurden, so erfuhr sie doch so viel, daß ein wesentlicher Verdachtsgrund gegen Otto in seiner Abwesenheit aus seinem Zimmer während der Nacht des Mordes bestehe. Jetzt glaubte sie sich fähig, den Unglücklichen zu retten, und sie stand nicht an, die weibliche Schamhaftigkeit, die Gefahr, welche dem Rufe ihrer Sittlichkeit drohte, hintan zu setzen und sich zu dem Untersuchungsrichter zu begeben. Mit der Hastigkeit, die stets ein Weib belebt, wenn es zur Rettung theurer Personen etwas beitragen zu können glaubt, erzählte sie dem Beamten, daß sie allein über den Ort von Otto's Aufenthalt in der verhängnißvollen Nacht Aufschluß zu geben im Stande sey und pries sich glücklich, daß der Himmel ihr vorbehalten habe, den unschuldig Gequälten zu retten. Die Strenge ihrer Mutter nehmlich habe sie an jedem Gespräche mit dem geliebten Manne am Tage gehindert, deshalb sey sie, von Otto aufgefordert, Nachts aus ihrer Kammer die Treppe hinunter in den Garten geschlichen,

habe dem Wartenden die Thür, welche vom Felde herein führt, geöffnet und so wäre Beiden die ersehnte Gelegenheit geboten gewesen, sich über Maßregeln, ihre Zukunft betreffend, auszureden. Auch in der fraglichen Nacht habe sie Otto zu kommen versprochen, der bis gegen Morgen hinten am Zaune auf der Lauer gewesen sey, aber ein heftiges Uebelbefinden ihrer Mutter habe sie an deren Bett gefesselt. Unter Thränen fügte sie hinzu, daß sie ihn selbst vom oberen Fenster aus gesehen hätte, und sie hielt sich nun vollkommen überzeugt, daß man ihn sogleich in Freiheit setzen würde. Der Untersuchungsrichter, welcher ihre Aussage zu Protokoll hatte nehmen lassen, entgegnete ihr, daß ein erwiesenes Alibi allerdings hinreichen würde, den Gefangenen von allem Verdachte zu befreien, daß aber ihr Wort kein Beweis sey und um so weniger von Gewicht bei dieser ernsten Angelegenheit erscheinen müsse, als sie nicht einmal behaupten könne, Otto sey bei ihr gewesen, sondern, daß er in anderen Nächten sie besucht habe, in dieser jedoch nur von ihr aus der Ferne bemerkt worden wäre. Vergebens verschwor die Arme Leib und Seele für die Wahrheit ihrer Aussage, der kalte Jurist verlangte nach Beweisen; er versprach ihr aber auf den Grund ihrer Mittheilung Nachforschungen an-

zustellen, denn es sey seine Pflicht zwar, den Schuldigen dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, aber auch Alles aufzubieten, daß ein Unschuldiger, und wenn sich auch schwere Indicien gegen ihn erhöben, aus allem Vortheil ziehen möge, was sich zu seiner Rechtfertigung an das Licht bringen lasse. Befragt hinsichtlich Otto's Besitz von einer Schutzwaffe, versicherte sie, nie gehört zu haben, daß er dergleichen besäße, wohl aber erinnerte sie sich, daß er einst von bleiernen Kugeln gesprochen hätte, die er den Nachbarskindern zum Spielen geben wolle. Der Untersuchungsrichter entließ die gebeugte Sophie, da sie etwas Näheres über Otto nicht anzugeben vermochte, ohne ihr Hoffnung auf seine Freilassung zu gewähren. Das Mädchen konnte es nicht begreifen, wie der kalte Mann an ihrem unter Thränen und Betheurungen gesprochenen Worte Zweifel hegen mochte, wie er von Beweisen sprechen konnte, als wenn ihre Versicherung, bei welcher sie den Namen des Herrn anrief, nicht der vollgültigste Beweis sey! Sie kehrte um so niedergeschlagener in ihre Wohnung zurück, als sie dieselbe mit allzu sanguinischem Vorausblick in die Zukunft verlassen hatte. Der Untersuchungsrichter machte Gebrauch von Sophie's Eröffnung gegen den Gefangenen, er gab diesem zu verstehen, daß er in der Nacht

von Jemandem gesehen worden wäre, und suchte auf diese Weise von ihm herauszulocken, wie er seine Stunden zugebracht habe, um zu sehen, ob dessen Angabe mit der des Mädchens übereinstimme. Dringend ermahnt und darauf aufmerksam gemacht, daß man von Sophie Andeutungen erhalten habe, gab endlich der Gefangene sein hartnäckiges Schweigen auf und erzählte, zum Erstaunen des Inquirenten, daß er nur, um die Ehre des Mädchens unverletzt zu erhalten, allen Drohungen Trotz geboten habe, daß er aber jetzt, da Sophie edelmüthig ihren Ruf seiner Rechtfertigung zum Opfer bringen wolle, keine Veranlassung mehr finde, den Grund seiner Abwesenheit während der Nacht zu verheimlichen. Er schilderte nun das Rendezvous mit Sophie übereinstimmend mit ihrer Aussage und sagte, daß er das Mädchen in jener Nacht bis um halb zwei Uhr vergebens erwartet habe und daß er zu wiederholten Malen rückwärts ein Stück in das Feld geschritten sey, um nach den oberen Fenstern des Hauses sehen zu können. Diese Aeußerung, mit der des Mädchens zusammengehalten, lieferte freilich keinen Beweis eines Alibi, aber sie war doch geeignet, die bereits vorgefaßte moralische Meinung von der Schuld des Angeklagten zu erschüttern. Alle, auch noch so sorgfältige Nachfor-

schungen, ob der Gefangene auf irgend eine Weise mit seiner Geliebten schriftlich oder mündlich während seiner Untersuchung verkehrt habe, blieben ohne Erfolg, und so ließ sich denn ein Einverstehen Beider bei dieser Angabe nicht voraussetzen. Es geschah hier wie bei vielen Criminalprozessen, daß die Waage über Schuld und Nichtschuld des Angeklagten gleich stand, daß die Schale voll Indicien durch Gegenindicien aufgewogen ward und der menschliche Scharfsinn seine Schwäche eingestehen mußte, wenn es galt, den Urheber einer That, welche ohne Zeugen vollbracht ist, zu entdecken.

Während man die Untersuchung für geschlossen ansah, und die Akten bereits zum Spruche bei dem Gericht vorlagen, ereignete sich ein Umstand, der neues Dunkel in die ohnehin so verwickelte Sache brachte. Ein Baron von ***, der einige Tage in dem Gasthof, wo Otto als Kellner diente, gewohnt hatte und sich jetzt auf der Rückreise in seine Heimath befand, hörte, als er wieder in das Städtchen kam, von dem Morde und dessen Folgen erzählen. Er war nicht wenig überrascht, zu vernehmen, daß ein Pistol und gefundene Ladungs-Gegenstände eine Hauptrolle bei den Verhören gespielt hätten und säumte nicht, sich sogleich zu dem Inquirenten zu begeben, um aus dessen Munde das Nähere zu er-

fahren. Dergleichen Beamte sind jedoch, was einen Criminalprozeß betrifft, ungemein zurückhaltend, und erst, als der Reisende erklärte, daß ihm kurze Zeit vor der That in dem Gasthofe ein Pistol abhänden gekommen sey, ließ sich der Jurist in nähere Erörterungen mit ihm ein. Der Reisende mußte das Pistol beschreiben und diese Beschreibung ließ kaum einen Zweifel übrig, daß die Waffe dieselbe sey, welche neben Wilhelms Leiche im Gebüsche gefunden worden war. Er sagte aus, daß das Zimmer, welches er bewohnt habe, in dem großen Gange liege, der zu ebener Erde nach dem Hofraum führt, daß er öfters nach dem Saal hinübergegangen sey, ohne die Thür zu schließen, ja, ohne diese einmal in das Schloß zu legen, daß demnach während einer solchen kurzen Abwesenheit das Pistol wahrscheinlich gestohlen worden wäre. Er habe dies erst, da er die Waffe ganz unbeachtet ließ, kurz vor seiner Abreise entdeckt und auch deßhalb die dazugehörigen Kugeln und das Pulver, als ihm fortan unnütz, in dem Zimmer liegen lassen. Dies stimmte nun ganz mit Otto's Angabe, daß er diese Dinge in einem leeren Passagierzimmer gefunden habe, überein. Der Inquirent fragte, ob der Baron nicht Jemand im Verdachte des Diebstahls habe und suchte zu erforschen, ob dieser Verdacht

vielleicht den Kellner Otto träfe. Der Reisende versicherte jedoch, so sehr von Otto's Rechtlichkeit überzeugt zu seyn, daß er sich sogar genirt habe, den leidlichen Menschen nach der fehlenden Waffe zu fragen, um ihn nicht durch scheinbaren Argwohn zu kränken; es sey indessen ein anderer Mann oft an seiner Zimmerthür vorbeigegangen und habe auch, wie er sich dessen sehr wohl erinnere, prüfende Blicke in das Innere geworfen, doch wäre er abgeneigt, auf gänzlich gewöhnliche Anzeichen auch nur den leisesten Verdacht zu begründen, daher habe er den Verlust, als unbedeutend, verschmerzt, ohne irgend eine Anzeige von dem Diebstahl zu machen. Der Instruktions-Richter, gewohnt, jeder Spur zu folgen, sie möge nun nach einem gewünschten Ziele führen oder nicht, ließ sich den Mann beschreiben, der oft an der offenen Zimmerthür vorüber gegangen war. Der Reisende schilderte ihn als einen jungen Menschen von stillem und solidem Wesen, der zuweilen eine Anzahl kleiner Fässer nach dem Hofe getragen habe. Er müsse also, dem Vermuthen nach, ein Brauerknecht oder etwas dem ähnliches gewesen seyn. Diese Beschreibung paßte auf den Ermordeten. Der Inquirent ließ sich die Person mit möglichster Genauigkeit abschildern und gewann die Ueberzeugung,

daß hier von keinem Andern, als Wilhelm, dessen Leiche zu dem ganzen Verfahren die Veranlassung gegeben hatte, die Rede sey. Da es durchaus nicht anzunehmen war, dieser habe das Pistol entwendet, so stimmte der Inquirent mit dem Reisenden überein, daß das Hineinsehen in das geöffnete Zimmer als etwas Zufälliges keine Beachtung verdiene. Des Barons Ruf und Stellung waren der Art, daß man seiner Erzählung vollkommenen Glauben schenkte und nicht anstand, ihm das Pistol zur Recognition vorzulegen. Er erkannte es sogleich für das Seine, versicherte auch, daß es noch von ihm geladen worden sey, welches man sogleich erkennen würde, wenn man den Schuß herauszöge, da er zu dem Pfropfen die zerrissenen Stücke eines alten Lotterielooses genommen habe, die noch kennbar seyn müßten. Diese ganze Unterredung wurde protokollirt, und man bat den Baron, seine Adresse da zu lassen, wenn er nicht länger im Orte bleiben würde, um, falls man noch einige Aufklärung wünschte, sogleich an ihn schreiben zu können. Er that dies mit der größten Bereitwilligkeit. So geringfügig der Umstand auch erschien, daß man den Eigenthümer des Pistols endlich aufgefunden hatte, so machte doch diese an sich unbedeutende Begebenheit es nothwendig, die Untersuchungsakten zurück-

zubegehren, um die ganze Aussage des Barons, als dazu gehörig und die Sache vervollständigend, hinzuzufügen. Für Otto sprach diese Aussage nur in so weit, als sie bewies, daß er in einem Punkte die volle Wahrheit angegeben habe; er konnte jedoch wahr seyn in Dingen, die ihn nicht belasteten und desto hartnäckiger diejenigen verschweigen, welche ihn compromittirten. Daß er Pulver und Blei in dem Zimmer fand, hatte er nicht Ursach zu verheimlichen, ja, es wäre dies höchst unklug gewesen, da er schon mit Personen darüber gesprochen hatte; daß er sich aber des Pistols bemächtigte, dies mußte um jeden Preis unerwiesen bleiben, da das Pistol mit der schwarzen That augenscheinlich in Zusammenhang stand und wahrscheinlich bestimmt gewesen war, das vollständig auszuführen, was ein verfehlter Stich und gefundene muthvolle Vertheidigung nur halb gelingen ließen. Otto's Prozeß wurde also wieder länger hinausgeschoben, der Unglückliche schmachtete im Gefängnisse und hatte nicht einmal den Trost, die Geliebte dann und wann zu sehen, oder mit ihr zu correspondiren, da er, als des Mordes verdächtig, ein Gegenstand des Abscheu's und der strengsten Bewachung war.

Die Meinung der Bewohner des Städtchens war entschieden gegen Otto. Man weiß, welchen

Eindruck die Verhaftung eines präsumirten Mörders macht. Niemand fragt da nach Beweisen oder nach dem Rufe des Mannes vor der unglücklichen Begebenheit. „Er ist arretirt worden, also muß er schuldig seyn,“ dies ist die Logik des Pöbels überall. Aber auch eine große Anzahl von Leuten, welche nicht zum Pöbel gehören, ergibt sich mit unverantwortlichem Leichtsinn dem Glauben an die Schuld Desjenigen, der unter Begleitung der Wache aus seiner Wohnung weggeführt wird. Es sind dies die Neuigkeitsjäger, die von allen Begebenheiten flüchtig das Fett abschöpfen und dann sich um das Uebrige, als alt und abgestanden, nicht mehr bekümmern. Sie fragen: „Warum ist Der und Der eingesperrt worden?“ und empfangen den Bescheid: „Er hat den N. N. umgebracht.“ Ohne sich weiter um nähere Umstände zu bekümmern, tragen sie die Kunde: „P. hat N. N. umgebracht und ist in's Gefängniß geschleppt!“ von Wirthshaus zu Wirthshaus, wodurch blitzschnell der Verdächtige zu einem überführt Schuldigen gestempelt wird. — Zahlreiche Verwünschungen gegen Otto wurden laut und man hörte bereits berechnen, wann ungefähr der Festtag eintreten möchte, an welchem die Langweiligkeit des Alltagslebens auf angenehme Weise durch Schaffot und Henker unter-

brochen werden würde. Otto war ja stets ein lustiger, lockerer Gesell gewesen, der sich niemals um Gottes Wort bekümmert, dagegen gedachte man des Ermordeten mit dem wärmsten Lobe: er hatte keinem Kinde etwas zu Leide gethan, sich sanft und still gegen Jedermann betragen und war jeden Sonntag mit gesenkten, andächtigen Blicken in der Kirche gesehen worden. Selbst Diejenigen, welche ihm Tücke zugetraut hatten, bereueten nun bitter ihren Irrthum — ein Todter hat immer Recht! Der Haß gegen Otto blieb bei ihm allein nicht stehen. Man hatte Ursache zu vermuthen, daß eine Dirne, die sich an solch einen Taugenichts hängt, ebenfalls wenig tauge, und man wurde in dieser Vermuthung nur allzusehr bestärkt. Sophie's letzte Aussage wurde durch Muhmen von den Gerichtsschreibern unter der Hand in das Publikum getragen. Wie solche Klatschschwestern empfangene Berichte ausschmücken und entstellen, ist zu Genüge bekannt. Die Nachts geöffnete Gartenthür wurde schnell in die Thür zu der Jungfrau Schlafgemach verwandelt und man dichtete ihr Histörchen an, die in ihrer Unsauberkeit am besten geeignet waren, den Kaffeh, bei welchem ja stets die Stadt-Ereignisse abgehandelt werden, vorzüglich die cronique scandaleuse, zu würzen. Sophie's Schönheit war

immer den älteren und jüngeren, minder hübschen Weibern ein Dorn im Auge gewesen; wie glücklich traf es sich nun, daß man diese Schönheit aus erheucheltem Tugendgefühl mit Lästerungsflecken bedecken konnte. Da wurde Taback geschnupft und geseufzt: „Ich sage es ja, ein hübsches Lärvchen ist des Teufels Köder!" oder: „Gute Frucht von außen, innerlich der Wurm!" oder: „Wäscherdirnen! Na, deren Tugend kennt man schon! Klug ist sie gewesen eine Weile, nun kommt Alles an den Tag! Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!" — Nachdem die weiblichen Gerichtshöfe so schonungslos über die arme Sophie den Stab gebrochen hatten, durfte es kein Mann mehr wagen, von ihr Notiz zu nehmen, ja, es wurde für einen Capital-Frevel angesehen, wenn noch ein ehrlicher Bürgersmann bei ihr waschen ließ. Sie war gewissermaßen anrüchig, man hielt sich fern von ihr am Brunnen, und in der Kirche, wo sie mit rothgeweinten Augen für Otto betete, blieben die Plätze neben ihr leer. Vergebens bat sie um Beschäftigung, man zuckte die Achsel und die Thüren aller Häuser, wo sie sonst aus- und einging, fand sie verschlossen. Von allen Personen, die ehemals ihre Kunden gewesen waren, blieb ihr nur ein Einziger getreu, ein sehr wohlhabender Schlach-

termeister, Wittwer und kinderlos, dieser jedoch aus unlauteren Motiven. Das schöne Wäschermädchen war ihm stets ein höchst lockender Bissen gewesen und er hatte sich alle mögliche Mühe gegeben, ihre Tugend wanken zu machen. Weder Versprechungen hatte er gespart, noch wiederholte Versuche, die Spröde zur Annahme von Geschenken zu bewegen. Seine Bemühungen waren ganz vergebens gewesen. Sophie nahm nicht einmal eine Kleinigkeit an Geld mehr an, als ihre Rechnung betrug, und wies die blendendsten Versprechungen mit der dem Weibe eigenthümlichen Feinheit zurück, indem sie die Sache in Scherz zu kehren wußte, um den Kunden nicht zu beleidigen. In ihrem jetzigen Unglück sah der eigennützige Lüstling nichts, als eine für ihn günstige Constellation. Er wußte recht gut, daß er beinahe der einzige Anhaltepunkt des elenden Geschöpfes, dem noch dazu die Pflege einer alten, dem Tode nahen Mutter oblag, geblieben war und er hielt sich überzeugt, daß Sophie, vom äußersten Mangel getrieben, von allen Menschen verstoßen, als ein willkommenes Opfer ihm in die Arme fliegen müsse. Er gab ihr absichtlich weniger zu thun, um ihre Noth zu steigern, und forschte emsig nach, ob sich ihr auch nicht ein neuer Quell des Erwerbs öffnete, wo er sich denn jederzeit freute

zu hören, daß schon wieder ein kaum entbehrlicher Gegenstand in das Leihhaus hatte wandern müssen, um Brot und Arzenei zu kaufen. Es gibt keine ausgetrocknetere, teuflischere Natur, als die eines bejahrten Lüstlings, der kurze Zeit ein ungeliebtes, von keiner guten Eigenschaft des Herzens geschmücktes Weib besessen hat und nun das ganze Geschlecht nach dem Maßstabe, den ihm die Eine in die Hand gegeben hat, mißt; vorzüglich, wenn er sich in guten Vermögensumständen befindet und sein Geschäft durch besoldete Arbeiter besorgen lassen kann. Der Müßiggang, diese Wurzel der Vergehungen, läßt ihn nach Genuß haschen, um nur der drückenden Bürde der Zeit ledig zu werden, und er glaubt sich berechtigt, da er ja alles Uebel, was er anrichtet, mit Geld wieder gut machen kann, sich keine Freude zu versagen.

Das Urtheil in erster Instanz über Otto erschien endlich; es überlieferte ihn natürlich nicht als überwiesenen Mörder der Todes-Strafe, aber es verfügte Gefangenhaltung, bis sich neue Indicien gegen oder für ihn ergeben würden. Diese gerichtliche Praxis, welche noch in manchen Ländern besteht, ist, vom ethischen Standpunkte aus betrachtet, durchaus nicht zu billigen, sie gehört zur Categorie der sogenannten Ordnungsstrafen. Das Gesetz kann

Niemand des Verdachtes wegen bestrafen, wie groß derselbe auch immer seyn möge, sondern nur wegen überwiesener Schuld. Sehr oft ist der Verdächtige nur ein Unglücklicher. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Vorsehung oft die wunderbarsten Verkettungen zuläßt, um für eine Zeit den Verbrecher verborgen zu halten, und auf einen Andern den Schein der That zu werfen. Es ist uns freilich nicht vergönnt, nach dem „warum" bei diesen Schickungen zu forschen, aber unzählige Beispiele belegen das Vorhandenseyn derselben, deßhalb sollte die Strafe nur dann eintreten, wenn kein Anderer der Schuldige seyn kann. Der Menschenfreund schaudert bei dem Gedanken, daß ein Unschuldiger denselben Leiden preisgegeben werde, wie sie der Verbrecher verdient hat und fühlt sich geneigt, in den humanen Ausspruch jenes aufgeklärten Monarchen einzustimmen: „Es ist besser, daß zehn Schuldige unbestraft bleiben, als daß ein Unschuldiger verdammt werde." Das Prinzip hat wahrscheinlich ein Wesentliches dazu beigetragen, in manchen Staaten das Institut der Jury in's Leben zu rufen und wenn wir auch der Ueberzeugung leben, das in England und Frankreich durch Geschicklichkeit des Advokaten und dessen Benutzung der Gefühle nichtstudirter Richter eine nicht geringe Anzahl von

Vergehungen der öffentlichen Sühne entschlüpfen, so ist auf der andern Seite jenes Institut eine sichere Bollwehr der Unschuld. Es liegt im Menschen, daß er scrupulös ist im Aussprechen des „schuldig" über einen Andern, wenn dieser Ausspruch die ganzen Schrecken der exekutiven Justiz in Bewegung setzt. Er wird im Hinblick auf die Folgen vielleicht zu behutsam seyn, aber es ist dies, wie gesagt, besser, als der Gewissens-Vorwurf, einen Unschuldigen dem Elend zu überweisen.

Otto's Advokat versuchte jedes ihm zu Gebote stehende Mittel, dem armen Clienten die Freiheit zu erwirken; aber die gegen den Ermordeten ausgestoßene Drohung schien von allzugroßem Einfluß auf die Ansicht der höheren Gerichtsstellen und die Referenten fanden in Sophie's Aussage nichts, als einen, dem liebendem Mädchen gar nicht zu verargenden Versuch, durch eine gewagte Lüge ein Alibi zu constatiren. Es blieb bei der Entscheidung, daß es sehr bedenklich sey, Otto, als einen höchst gefährlichen Menschen, vor der Hand der Gesellschaft zurückzugeben, die über ihn verhängte Haft auf ungewisse Zeit ward demnach bestätigt. „Ich habe nichts verbrochen," jammerte Otto, als ihm sein Schicksal angekündigt wurde, „und man behandelt mich wie den abgefeimtesten Spitzbuben — ist das

Gerechtigkeit?!" — Er wurde in sein Gefängniß abgeführt.

Die allgemeine Stimmung wurde durch dies Urtheil nur noch mehr gegen Otto eingenommen. „Er ist nicht allein der Thäter," hieß es, „sondern auch ein so schlauer und verstockter Sünder, daß von ihm kein reumüthiges Geständniß seines Verbrechens herauszubringen ist." Leute, die aus Neugier alle Kerker durchzustöbern pflegen, betrachteten ihn mit Scheu und fanden den Mordsinn deutlich an seinem Schädel ausgeprägt. Es gab sogar Einige, welche die Abschaffung der Folter bedauerten: „Ein solches Ungeheuer," meinten sie, „müsse gequält werden, bis das „ja, ich hab's gethan" über die Lippen geht, denn es sey ja doch so gewiß, wie zwei mal zwei vier ist, daß Otto den Mord vollbracht." Vorzüglich eiferten Diejenigen gegen den gerichtlichen Spruch, die Fenster in den Straßen, welche zum Galgen führen, vermiethen wollten, und wohlhabende Nichtsthuer, denen eine Hinrichtung als ein Schauspiel von ganz besonderem Reize gilt. In der ganzen Stadt war nur ein Herz von Otto's Unschuld überzeugt und dies Herz war nächst dem seinigen das elendeste und trostloseste — es gehörte Sophie. Zu dem Leiden um ihn gesellte sich die allerhöchste Noth

und sie rang vergebens die Hände zum Himmel um Hülfe, daß sie in die Lage versetzt werde, ihrer Mutter die letzten Tage zu erleichtern und dem unglücklichen Geliebten dann und wann eine Erquickung in den Kerker bringen zu können. Es zeigte sich nur ein Weg, und dieser Weg erfüllte sie mit Entsetzen — er führte zur Entwürdigung ihrer selbst. Der Schlachtermeister glaubte sich nahe am Ziele. Ein altes Weib diente ihm als Unterhändlerin. Dies war eine von den gefährlichen Personen, welche öffentlich den Anschein von Frömmigkeit und Rechtlichkeit beizubehalten wissen und heimlich der Sünde als bezahlte Helfershelferin dienen. Sie trug Sophie die Wäsche einiger Kleinigkeiten auf, um sie, ohne Argwohn zu erregen, sprechen zu können, und bei Gelegenheit der Ablieferung fing sie ihre Hexenkünste gegen die reine Seele des Mädchens zu üben an. „Du bist eine Thörin, Kind,“ sprach sie, „grämst Dich ab und darbst und doch brauchst Du Dich nur ein Bißchen freundlich gegen den Herrn *** zu benehmen und alles Elend hat ein Ende. Solch ein Mann findet sich nicht alle Tage. Du kennst die Welt nicht! Wäre er noch jung, so würde ich ganz anders sprechen — die jungen sind geschwind auf und davon! Aber ein Liebhaber, der schon in den soliden

Jahren ist, attaschirt sich leicht und was gilt's! der Trauring folgt hinterdrein. Er muß aber doch auch einsehen, daß Du ihn leiden kannst. Ich habe eine Verwandte, ein hübsches Mädchen, auch mit etwas Geld, die ist förmlich verliebt in ihn. Wenn Du immer so spröde gegen ihn thust — wird ihn Dir eine Andere wegschnappen." Sophie ging betäubt von ihr. „Gibt's nicht noch Wasser im Fluß, um mein Leid zu ertränken?" rief sie, „dies ist besser, als die Schande vor mir selbst!"

Ein katholischer Irländer, der sich regelmäßig jedes Jahr einige Monate in Italien aufhielt, hatte in Neapel Bekanntschaft mit einem armen aber schönen Mädchen geschlossen und sich dermaßen in sie verliebt, daß er ihr Herz und Hand anbot. George * * * besaß ein unabhängiges, ziemlich bedeutendes Vermögen, im gewöhnlichen Sinne genommen machte also das unbegüterte italiänische Mädchen ein Glück. Zog man jedoch den Charakter des Irländers in Erwägung, so ließ sich eine Besorgniß hinsichtlich ihrer Zukunft nicht unterdrücken. George besaß einen unmäßigen Hang, Streit anzufangen und da er ungewöhnlichen Muth besaß und ein vortrefflicher Fechter war, so hatte er sich schon mehrere Male in Händeln befunden, bei welchen sein Leben auf der Spitze des Degens

schwebte. Ein längerer Aufenthalt in Paris und die dort gebräuchliche Weise, sich mit der Stoßklinge bei Ehrensachen zu schlagen, veranlaßte ihn, Unterricht in dieser Fechtart bei einem der besten französischen Lehrer zu nehmen. Er brachte es zu einem hohen Grade von Vollkommenheit und der für ihn glückliche Ausgang mancher gehabten Duelle bestärkte ihn nur in der Ueberzeugung, er habe keinen Gegner zu fürchten und könne sich seiner heftigen Gemüthsart bei irgend vorkommender Gelegenheit ohne Rückhalt überlassen. Drei Personen deckte bereits das Grab, die ihren Tod, entweder sogleich im Kampfe mit ihm, oder bald nachher in Folge der gefährlichen Stichwunde gefunden hatten. Unter Diesen befand sich ein junger Engländer, dessen tragisches Ende dem glücklicheren Gegner doch manche Stunde unangenehmer Erinnerung bereitete. Die Veranlassung zu dem mörderischen Zweikampf hatte offenbar der Irländer gegeben, indem er bei Anwesenheit des, in streng puritanischen Grundsätzen erzogenen Engländers, heftig auf den Protestantismus schmähte, was der junge indignirte Protestant als persönliche Beleidigung aufnahm und worüber er Erklärung verlangte. George war kein Mann, der befriedigende Erklärungen gab, er verstärkte seine Aeußerung durch eine verletzende Be-

ziehung auf des Gegners Person und so wurde die Entscheidung durch Waffen unabweisbar. Zwischen dem Engländer und einem Franzosen gleichen Alters bestand eine Freundschaft, wie sie selten bei Individuen dieser beiden Nationen angetroffen worden ist. Das Band, welches die jungen Leute vereinte, knüpfte sich durch Gleichheit ihres künstlerischen Strebens: Beide waren Maler, Beide glühten für die Meisterwerke alter und neuer Schule und Beide hatten die Landschaft zum Gegenstande ihres Pinsels erwählt. Der Engländer malte in Wasserfarben, der Franzose in Oel. In der Zeit, als der Zweikampf statthatte, war der Franzose in den Bädern von Bourbonne, der englische Kunst-Genosse hätte sonst an ihm einen wackeren Rathgeber und Sekundanten gehabt. Da der Irländer auf die Stoßwaffe bestand, die in der Regel den Leuten seiner Nation, vorzüglich aber dem Engländer ziemlich fremd ist, so ließ sich der unerfahrene Gegner von seinem Muthe und dem Bewußtseyn seiner guten Sache hinreißen, endlich auch diese Proposition anzunehmen. Er büßte seine Unbedachtsamkeit mit dem Leben und der Irländer hielt es für gerathen, sogleich nach der That Frankreich zu verlassen, um den unangenehmen Folgen des Handels zu entgehen. Der Getödtete war eine

Waise, Niemand trat in Dublin als Kläger gegen den Irländer auf, Dieser hatte also, wenn er mit seinem Gewissen abgerechnet hatte, für sich weiter nichts zu fürchten. Dennoch mied er seit dem Vorfall den französischen Boden, als ob ihn eine Ahnung befinge, daß dieser Boden einen Rächer des Gefallenen trüge, dem er mit all seiner Erfahrung, und all seiner Verwegenheit nicht zu widerstehen vermöge. Freilich war in Paris Einer, der geeignet war, diese Rolle zu übernehmen. Louis***, der Freund des Gefallenen, war kaum von seiner Reise zurückgekehrt, als er die blutige Begebenheit erfuhr. Sein Schmerz kannte keine Grenzen, er brach in einen Strom von Verwünschungen gegen den Irländer aus und schwor, sobald Dieser sich wieder in Paris blicken ließe, des Hingeschiedenen Sache als seine eigene zu betrachten und den Gang auf den Degen mit dem Sieger zu erneuen. Er war eher der Mann dazu, als der gestorbene Freund. Von Jugend auf in Führung der Klinge geübt, besaß er eine Schnelligkeit und eine Gewandtheit ohne Gleichen, er schlug mit der rechten Hand, wie mit der Linken und verschmähte bei dem Contre-Fechten sogar stets die Maske, weil es zu den Seltenheiten gehörte, daß selbst accreditirte Fechtmeister ihm einen Stoß beibrachten. Mit einer wahren

Begierde forschte er nach den von den britischen Inseln herübergekommenen Fremden, um den Gegenstand seines glühenden Hasses unter ihnen zu entdecken; wir wissen jedoch, daß dieses Forschen vergeblich seyn mußte, da der Irländer jetzt Italien statt Frankreich zu seinem Sommer-Aufenthalte gewählt hatte und er, um dorthin zu gelangen, sorgfältig Frankreich vermied, seinen Weg über Hamburg und Deutschland nehmend. Wenn es aber im Schicksal beschlossen ist, daß eine bedeutsame Begegnung geschehen soll, so werden die Fäden so unmerklich und fein gesponnen, bis sich das Netz über den Häuptern der Bezeichneten zusammenzieht. Von der französischen Regierung war einigen jungen Landschaftsmalern Unterstützung gewährt worden, um die interessantesten Punkte Italiens zu besuchen und dort Skizzen von bisher gar nicht, oder doch nicht geistvoll aufgefaßten Ansichten zu entwerfen. Die Maler, welche man dorthin reisen ließ, mußten gebildete Künstler seyn, sie mußten das Vorhandene kennen und gut zu wählen verstehen. Louis ***, des Engländers Freund, besaß alle erforderlichen Eigenschaften, er meldete sich und empfing die Zusage.

Finetta, so hieß die Italienerin, welche von ihren Verwandten bestimmt, endlich dem Irländer

das Jawort gegeben hatte, war noch in den Jahren, die das Mädchen über die eigentliche Empfindung der Liebe im Dunkel lassen. Wie viele ihres Gleichen, war sie der Meinung, wenn sie einen Mann wohl leiden möchte, d. h. wenn er ihr nicht zuwider war, so reiche dies Gefühl vollkommen hin, um mit ihm in glücklicher Ehe zu leben. Der Irländer, in seiner kräftigen Erscheinung, mit seinem muthigen Blicke, hatte keinen übeln Eindruck auf ihr Auge gemacht und sie war bei ihrer Unerfahrenheit leicht zu überreden, daß dies gleichbedeutend mit einem Eindruck auf ihr Herz wäre. Die reichen Geschenke, welche er den Personen ihrer Umgebung machte, ein sicheres Mittel, den Italiener zu gewinnen, hatte jene ganz und gar für ihn eingenommen und so verließ er Italien in der festen Ueberzeugung, daß bei seiner Zurückkunft, welche unverzüglich erfolgen sollte, sobald er die nöthigen Fonds zu seiner Verheirathung disponibel gemacht hatte, seiner Verbindung mit Finetta nichts mehr im Wege stehen würde. Wie oft aber lügt eine Hoffnung, wenn Monate ihrer Erfüllung noch vorhergehen sollen! Während er im fernen Irland alle Anstalten traf, sich Finetta's Besitz zu sichern, drohte seinen Wünschen in Italien ein unvorhergesehenes Gewitter. Was Finetta nur allzu lange

verkannt hatte — die Liebe — sollte ihr durch eine Erscheinung klar werden. Finetta's Fensterchen, an welchem sie zwischen Weingeranke, Strohhüte flechtend, saß, sah auf einen Hügel, von welchem man die malerischste Aussicht auf den Golf hatte. Eines Morgens fiel ihr Blick auf einen jungen Mann, der, auf dem Rasen des Hügels sitzend, emsig in ein aufgeschlagenes Buch zu zeichnen beschäftigt war. Die Sonne beschien hell das jugendlich interessante Gesicht des Fremden, schwarze Locken fielen über die frischen Wangen, ein Stutzbärtchen beschattete den feinen schöngeschnittenen Mund, seine Gestalt war anmuthig, weniger kräftig als zierlich — kurz, dieser Anblick war ganz geeignet, das Auge einer Italienerin, die bis dahin noch keine zärtliche Regung in ihrer Brust gefühlt hatte, zu fesseln. Sie sah und sah — ihre Finger wurden unsicher bei dem Geschäfte, das sie sonst im Traume vollbringen konnte. Keine Bewegung des Fremden entging ihr — sie konnte um so ungestörter sich dem Vergnügen der Betrachtung hingeben, als der junge Mann von ihrer Anwesenheit keine Ahnung hatte. Er war so in sein Zeichnen vertieft, daß er seinen Blick nur auf den Gegenstand richtete, den er aufzunehmen trachtete und daß er den Kopf nicht ein einziges Mal, weder

rechts noch links hinwandte. Die Ruhe der Betrachtung war gerade Finetta's Unglück. Das schöne Bild, welches sie in allen reizenden Einzelnheiten zu prüfen Gelegenheit hatte, grub sich mit unauslöschlichen Zügen in ihre Phantasie ein und als der Maler endlich sich erhob, um seinen Rückweg anzutreten, folgte sie ihm, so weit es nur immer möglich war, mit dem sehnsüchtigen Auge, einen unbeschreiblichen Schmerz empfindend, daß ihr diese süße Freude, für sie etwas ganz räthselhaftes und neues, so bald entrückt worden war. Von dieser Stunde an war ihr der Gedanke an die Verheirathung mit dem Irländer drückend. Sie vermied mit ihren Verwandten von ihm zu sprechen, und war überhaupt zurückhaltend und einsilbig, wie sie zuvor nie gewesen war. Die Morgensonne sah sie an demselben Fenster, der prachtvolle Mond schien ihr, an demselben Fenster stehend, ins Antlitz — ihr Auge spähte vergebens nach der Wiederkehr der Erscheinung, die Gegenstand ihrer Träume am Tage und Gegenstand ihres nächtlichen Traumes war. Erst nach vier Tagen — Finetta saß schon eine Stunde umherspähend auf der Stelle — erschien der Fremde wieder. Wer jetzt die Italienerin beobachtet hätte, der wäre mit einem einzigen Blicke in das tiefste Geheimniß ihrer Seele einge-

weiht worden. Die Jungfrau, welche liebt und den Gegenstand ihrer Liebe nach langem vergeblichen Harren plötzlich kommen sieht, strömt ihre ganze Freude, wenn sie sich unbemerkt weiß, über ihr Wesen aus. Finetta, als sie des Malers gewahrte, unterdrückte kaum einen leichten Ausruf süßen Schreckens, ihre Brust wogte, ihr Auge strahlte in verdoppeltem Feuer, ihre Wangen wurden mit Purpur übergossen. Der Fremde nahm ganz harmlos seinen Arbeitsplatz ein, ihm war ein vollkommenes Geheimniß geblieben, wessen Aufmerksamkeit er schon zum zweiten Male so lebhaft in Anspruch nähme. Je emsiger er den Griffel führte, desto träger arbeiteten Finetta's Finger; das Auge des Mädchens schwelgte in dem Genusse des Anschauens, der ihr nach ihrer Meinung nur allzu lange vorenthalten gewesen war. Heute aber sollte sie nicht ganz unentdeckt bleiben. Wir lassen dahingestellt, ob sie dies gewünscht habe oder nicht. Als der junge Maler sein Tagewerk vollbracht hatte und seinen Stock von dem Gebüsch, an welches dieser lehnte, aufnehmen wollte, bemerkte er das schöne Mädchen, das unausgesetzt nach ihm hinsah. Er lächelte sie wohlwollend an und grüßte sie sehr artig, ehe er sich hinwegbegab. Dieser Gruß vollendete den Eindruck, welchen er hervorgebracht hatte.

Finetta fand den Jüngling nun noch viel hübscher und liebenswürdiger, als vorher. Sie war seltsam schwermüthig und doch in dieser Schwermuth unaussprechlich glücklich; eine unnennbare Sehnsucht hob ihren jungfräulichen Busen, füllte ihr schönes schwarzes Auge mit Zähren — sie breitete die Arme aus nach einem fernen, unbekannten Glücke, und doch hatte sie, wenn sie ihre Sehnsucht in Worte fassen wollte, keinen andern Wunsch, als den Jüngling wieder zu sehen und wieder von ihm gegrüßt zu werden. Ein Brief des Irländers, der seine baldige Ankunft meldete, und sich in zärtlichen Versicherungen ergoß, fiel ihr wie ein Centnergewicht auf die Brust. Konnte sie mit diesem Manne vor den Altar treten, da sie jetzt wußte, daß sie ihn nie geliebt hatte? Konnte sie sich losmachen von ihm, da er ihr „Ja" empfing? Finetta befand sich in der peinlichsten Angst, sie war doppelt gequält, da sie ihren Verwandten über den veränderten Zustand ihrer Gefühle keine Entdeckungen zu machen sich getraute. Nichtsdestoweniger fühlte sie den unbesieglichen Drang, sich einer theilnehmenden Seele anzuvertrauen, um in ihrer traurigen Lage Trost und Rath zu bekommen. Bei solchen Conflikten des Gemüthes gibt es in Italien nur eine Person, an die man sich zu wenden pflegt — es ist dies

Staats-
Bibliothek
Bamberg

der Beichtvater, und zu diesem nahm auch das gedrückte Mädchen ihre Zuflucht.

Finetta's Rathgeber war ein Jesuit. Er benutzte das Vertrauen des Mädchens nach seiner Weise. Mit gewandter Dialektik stellte er die peinvolle Lage, in welcher sie sich befand, als eine von oben gesendete Warnung dar, fortan das Glück in der Verbindung mit einem Manne zu suchen. Er erzählte zahlreiche Beispiele von durch Liebe zerknickten Herzen, die den Frieden erst unter dem Schutze des ewigen Bräutigams gefunden hätten und malte mit lockenden und bestechenden Farben das Kloster als die Zufluchtsstätte für alle jungen Seelen, die das Weltleben mit Sehnsucht, Zwiespalt und Zweifel erfüllt. Finetta empfing also von ihm statt des Trostes und Rathes eine ganz neue Richtung, die nur geeignet war, den Seelenkampf zu erhöhen, da sie in des Mädchens Herz die Ahnung entzündete, des Weibes heiligster Beruf auf Erden sey nicht, Gattin und Mutter zu werden, sondern gerade diesen Pflichten zu entsagen, um sich der Religion zu widmen. Sie verfiel von diesem Gespräche an in einen Hader mit sich selbst. Wie heftig auch das Klosterleben von dem Bilde des geliebten Malers bestritten wurde — das Eine wurde ihr klar, daß sie jetzt tausendmal eher den

Schleier nehmen wolle, als des Irländers Weib werden. Ein Wort des Geliebten oder auch nur eine Zeile hätte freilich des Jesuiten glänzende Beredtsamkeit zu nichte gemacht; aber dies Wort wurde nicht gesprochen — kein Briefchen erschien. Louis ***, denn dies war der junge zeichnende Künstler, sah Finetta, grüßte sie oft und freundlich, aber nicht die geringste Andeutung ergab sich, daß es ihm darum zu thun sey, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. So wie Finetta sah er Hunderte von neapolitanischen Grisetten und warf ihnen einen flüchtigen Gruß zu; sein Herz war in Frankreich gefesselt und er zählte die Tage, die ihn noch von seiner Braut zurückhalten würden. Wie es durch die Caprice des Zufalls so oft geschieht, so geschah auch ihm: seit seines Freundes Tode hing sein Herz in Paris an Niemand; erst als er die Zusage von der Regierung in Betreff der Reise nach Italien erhalten hatte, als er schon mit Vorbereitung zu derselben beschäftigt war, führte ihm der Himmel die Jungfrau entgegen, die ihm für den verlorenen Freund reichen Ersatz bieten sollte. Sie war von guter bürgerlicher Familie in dem Quartier du Temple, besaß einiges Vermögen und war nur abhängig von dem Willen ihrer Eltern, die ihr Glück wünschten. Daß die baldige Tren-

nung von dem Gegenstande seiner Wahl den Maler nur um so mehr mit Schwärmerei für denselben erfüllte, ist natürlich, aber auch, daß er, als Franzose, es nicht verschmähte, eine hübsche italienische Dirne freundlich anzublicken und ihr ein galantes Compliment zu machen. Er war eben bereit, seinen Rückweg nach Frankreich vorzubereiten, als zu großer Betrübniß für Finetta der Irländer eintraf. Dieser hatte die ganze Reise durch Deutschland und Italien der Eile halber zu Pferde gemacht. Er fand die Braut unbeschreiblich verändert. Die Blüthe der Wangen war geschwunden, das Feuer des Auges erloschen, die Fülle der Gesundheit hatte abgenommen. Er hatte Welt genug, sogleich wahrzunehmen, daß hier eine Veränderung eingetreten wäre, und sein mißtrauischer Sinn fiel auch in dem ersten Augenblicke darauf, daß ein anderer Mann im Spiele seyn möchte. Er verschloß jedoch seinen Argwohn tief in seine Brust, nahm in einem Hôtel seine Wohnung und beschloß, durch Spioniren sich genaue Kenntniß von der Sache zu verschaffen. In Neapel finden sich zu solchen Geschäften leicht Personen, besonders wenn Derjenige, welcher ihrer bedarf, Geld im Beutel hat. Eine alte Fruchthändlerin, in der Nähe von Finetta's Wohnung, wurde gewonnen und von ihr erfuhr

der Irländer, daß ein junger Maler zu Zeiten unter des Mädchens Fenster geweilt habe und daß auch ein gegenseitiges, auffallend freundliches Grüßen bemerkt worden sey. Dies war dem Argwöhnischen genug. Während er abwesend war, hatte sich also eine Liebschaft angesponnen und diese war der Grund von Finetta's verändertem Aussehen! Der Schmerz über den ihm gespielten Betrug war nicht so heftig, wie der Durst nach Rache in des Irländers Seele. Er vermaß sich hoch und theuer, daß er den Räuber seines Glückes mit dem Leben büßen lassen wolle. Er lauerte selbst in einiger Entfernung von dem Fenster, an welchem Finetta zu arbeiten pflegte, aber stets vergebens. Wohl sah er die Treulose wie gewöhnlich die Stelle einnehmen, doch kein junger Mann ließ sich sehen. Blickte das Auge des Mädchens indeß nicht oft und spähend umher, als ob es ängstlich etwas suche? War nicht die Stirn bewölkt? Hob sich nicht das schöne blasse Antlitz gegen den dunkelblauen Himmel, augenscheinlich klagend über getäuschte Erwartung? Würde dasselbe Antlitz jetzt, da er wieder anwesend war, anwesend nach mehreren Monaten der Trennung, nicht von Freude leuchten, wenn noch eine Spur von Zuneigung für ihn in dem Herzen, das er ganz zu besitzen glaubte, wohnte?

Er war verrathen, darüber blieb ihm auch nicht der geringste Zweifel. In der ersten Leidenschaft begab er sich zu Finetta, suchte sie allein zu sprechen und hielt ihr mit dürren Worten ihren Treubruch vor. Das arme Geschöpf, von der Wahrheit des Vorwurfs getroffen, war nicht im Stande, die Sache zu leugnen. Sie brach in Thränen aus und beschwor ihn, sie nicht zu verdammen, sondern Mitleid mit ihr zu fühlen; er sehe ja, wie sehr sie bereits gelitten habe. Wenn er gleich mit der vollsten Ueberzeugung zu ihr gegangen war, so vergrößerte doch dies Eingeständniß seine Wuth. Er geberdete sich wie ein Rasender und steigerte nur dadurch, wie alle rohen Gemüther, wenn sie sich zornig dem Weibe gegenüber befinden, die bereits vorhandene Abneigung. Wer weiß, hätte er sich würdig und gemäßigt betragen, so würde dies vielleicht ein so hingebendes Wesen, wie Finetta war, bewogen haben, zu ihrem einmal gegebenen Worte zurückzukehren; ein tiefer Schmerz in seinen Worten wäre ihr zu Herzen gegangen und hätte sie vielleicht zu dem Opfer aufgefordert, ihm die Hand zu reichen, wenn auch ihre Liebe ihm niemals zu Theil werden konnte. So aber, da er sich wie ein Tyrann gegen eine Sklavin ausließ, reizte er die Jungfrau zu weiblichem Trotze und sie er=

klärte ihm, daß sie nun und nimmermehr ihm angehören wolle. Er verlangte den Namen des Verführers zu wissen, und erschöpfte sich in verletzenden Voraussetzungen, die die tief gekränkte Finetta nur halb begriff. Als er sich nicht scheute, deutlicher zu werden, wandte sie ihm verächtlich den Rücken und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Der Wüthende aber hielt sie gewaltsam fest und drohte ihrem Leben, wenn sie den Namen und die Wohnung des Verhaßten nicht angeben würde.

Finetta's Verwandte, die durch den Lärm herbeigezogen wurden, brachten den wüthenden Irländer zur Besinnung und erlösten das gepeinigte Mädchen aus seinen Händen. Der Beichtvater hatte ihnen Finetta's Widerstreben aus religiösem Motive geschildert und, um seinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen, etwas von den ketzerischen Gesinnungen des Bräutigams einfließen lassen, wie man sie in Großbrittanien, selbst wenn man der allein seligmachenden Kirche angehört, so leicht einsaugt. Eine solche Insinuation in dem Munde eines Geistlichen verfehlt auf den ungebildeten Neapolitaner selten ihres Zweckes. Finetta's Schwager, ein Maccaronihändler, ein einfältiger und bigotter Mann, der sehr erbaut war von den frommen Vorsätzen jener, hatte Lust, sein Messer gegen

den Fremden zu kehren, obgleich er früher mit Leib und Seele dessen Partie genommen hatte. Der Irländer machte eine drohende Bewegung mit der Hand nach seinem kurzen dicken Stöckchen, das ihn nie verließ; doch schien in diesem Augenblicke der Gedanke in ihm aufzuleuchten, daß der Maccaronihändler kein würdiger Gegenstand seines Zornes und seiner Rache sey — er nahm den Hut und verließ das Haus, um es nie wieder zu betreten. Je mehr er seine Händelsucht den Verwandten Finetta's gegenüber beherrscht hatte, desto wilder kochte nun sein Blut, wenn er des unbekannten Malers dachte. Er kannte in Neapel kein anderes Geschäft, als diesen ausfindig zu machen. Jeden jungen Mann, den er mit einer Mappe gehen sah, fixirte er dringend, aber stets gelangte er zur Gewißheit, daß er sich täuschte. Der Beschreibung nach, welche die Obsthändlerin ihm machte, war der Künstler kein Engländer, kein Deutscher und kein Nordländer überhaupt. Freilich konnte diese Voraussetzung trügen, aber man hält sich bei Schlüssen an die Regel, nicht an die Ausnahmen. Er erkundigte sich, wo die italienischen jungen Künstler ihre Zusammenkünfte hielten und begab sich dorthin; aber Keiner befand sich da, der dem Beschriebenen ähnlich sähe. Unter einem Vorwande suchte er über an-

dere Kunstgenossen Erkundigung einzuziehen, auch dies führte ihn um keinen Schritt näher zum Ziele. Er besuchte täglich die Stelle in der Nähe des Hügels, wo der Verhaßte gezeichnet haben sollte, er sah mit Zähneknirschen Finetta am Fenster arbeiten und mehr als einen Blick in die Gegend senden, aber von einem jungen Manne war keine Spur zu entdecken; es war, als habe seine Ankunft diesen auf immerdar verscheucht. Aber wo sah ihn Finetta? Wo hielten sie ihre Rendezvous? Denn das ließ sich der argwöhnische Irländer nicht ausreden, die Verbindung zwischen der Treulosen und dem Maler war eine intime. Er spionirte während der Dunkelheit um das Haus, er folgte Finetta von fern, wenn sie Wege zu machen hatte: eines war so erfolglos, wie das andere. Da stellten sich seinem brütenden Gehirn die Franzosen als eine Nation dar, die er bei seinen Nachforschungen total vergessen hatte. Er kannte einen Beamten der französischen Gesandtschaft. Von diesem erfuhr er, daß vor einigen Wochen mehrere junge Maler aus Paris nach Neapel gekommen wären, und sich noch immer hier aufhielten. Einer von ihnen, Louis ***, werde jedoch in einigen Tagen nach Frankreich abgehen. Louis ***? Der Name war dem Irländer bekannt. Er konnte sich im ersten

Augenblick keine Rechenschaft geben, warum die Erinnerung an diese Bekanntschaft ihm unangenehme Empfindungen verursachte. Erst später fiel ihm ein, wann und wo er Louis *** gesehen hatte: in Paris, mit dem Engländer, der durch ihn den Tod gefunden. Er verglich das Bild, welches sich seiner Phantasie darstellte, mit dem, welches der Obsthändlerin Beschreibung in ihm hervorgerufen hatte und es fand sich eine merkwürdige Analogie zwischen beiden. Jemand, der durch Leidenschaft getrieben wird, etwas aufzusuchen, besitzt eine eigne Schärfe des Gedächtnisses. Dem Irländer war es, als habe er den Nebenbuhler, den er doch nur aus Schilderungen kannte, bereits leibhaftig vor sich gesehen und Louis *** fiel ganz mit diesem Bilde zusammen. Er kundschaftete des Franzosen Wohnung aus und belagerte diese nun, wie er bisher Finetta's Haus belagert hatte. Das Glück war ihm, wenn man es so nennen kann, hier günstiger. Schon am ersten Tage fand die erwünschte Begegnung statt. Als Louis aus der Thür trat, wurde es dem Irländer beinahe zur Gewißheit, daß er gefunden, was er suche. Gesicht, Gestalt und Kleidung entsprachen genau der empfangenen Beschreibung. Dennoch wollte er ganz sicher gehen. Er näherte sich Louis, begrüßte ihn höflich, obgleich

mit verbissenem Grimm, und redete ihn in französischer Sprache an. Louis war der Mann bekannt, aber nicht im Traume fiel ihm ein, daß Derjenige vor ihm stehe, den er so lange in Paris vergeblich erwartet hatte. Jahre, die dazwischen liegen, verwischen das Portrait eines Menschen, der uns bei flüchtigem Zusammenseyn kein tieferes Interesse einzuflößen vermochte. Der Irländer nannte den Gesandtschafts-Beamten und versicherte, von diesem gehört zu haben, daß Louis interessante Punkte aus der Umgegend aufgenommen habe; da er großer Liebhaber von Landschaften sey, so wünsche er zu erfahren, welche Ansichten der Maler für die vorzüglicheren halte. Louis erwiderte sehr artig, er habe nur skizzirt, und aus Skizzen lasse sich wenig abnehmen, doch habe er den meisten Fleiß auf eine Ansicht des Golfs verwandt, die er von einem höchst vortheilhaften Standpunkte aus aufgenommen habe. Das „höchst vortheilhaft" brannte wie ein glühendes Eisen in die Brust des Horchenden. „Wo wählten Sie Ihre Stellung?" fragte Dieser, kaum die Bewegung verbergend. Louis beschrieb ihm ganz unbefangen den Fleck. „Ganz recht!" fuhr der Irländer mit etwas bebendem Tone fort, „die Stelle kenne ich. Sie ist unweit des Häuschens mit dem Weingeranke, bekannt we-

gen des schönen Mädchens, die am Fenster Strohhüte flicht.“ — „Ich höre daß Sie dort gut Bescheid wissen,“ erwiderte Louis unbefangen, „man hat Recht, wenn man das Mädchen schön nennt, mir ist wenigstens in Neapel kein reizenderes Gesicht vorgekommen.“ — „Es freut mich zu hören, daß Sie so guten Geschmack haben,“ nahm der Irländer verbissen das Wort, „die Herren Maler verstehen sich auf leichte Eroberungen, es fragt sich nur, ob man alle ungestraft macht.“ Das Beleidigende, welches in dieser Rede lag, machte bei weitem nicht einen solchen Eindruck auf den jungen Franzosen, wie der seltsame, schneidende und provocirende Ton, in dem die Rede gesprochen wurde. Diesen Ton hatte Louis *** schon einmal gehört, dieser Ton mahnte ihn wie eine Stimme aus dem Grabe, wie ein dumpfer Ruf, der ihn aus einem Schlummer weckte. Er war dergestalt mit seinem Nachdenken beschäftigt, daß er eine Weile anstand, etwas zu entgegnen. Sein Auge ruhte forschend auf des Irländers Zügen mit einer gespannten Begier, wie etwa auf einem Räthsel, dessen Lösung einem so zu sagen auf der Zunge schwebt, und die man doch nicht in das rechte Wort zu fassen vermag.

Der Irländer nahm das Schweigen des Gegners für ein Zeichen, daß er die Farben nicht stark

genug aufgetragen habe, um von Diesem begriffen zu werden. Er sagte nach einer kleinen Pause: „Wenn Sie mich nicht verstehen wollen, mein Herr, so muß ich wohl deutlicher werden und Ihnen zu erkennen geben, daß ich von Ihrem Verkehr mit dem bezeichneten Mädchen unterrichtet bin und mich nur eines Vorwandes bediente, um zu erfahren, ob ich mich nicht in der Person irrte. Ich weiß es jetzt, daß ich meinen Mann vor mir habe und werde Sie ersuchen, dieser ersten Unterredung eine zweite folgen zu lassen, in welcher ich für den Schimpf, den Sie mir in meiner Braut angethan haben, vollständige Genugthuung erhalte." Diese Worte weckten den Maler aus seiner Träumerei. Er war immer noch nicht im Reinen mit sich selbst, mit wem er eigentlich zu thun habe, deßhalb stand er nicht an, dem aufgebrachten Bräutigam einige Aufschlüsse zu geben. „Mein Herr," nahm er mit vieler Mäßigung das Wort, „wenn gleich Ihre Weise, mich anzureden, an und für sich hinreichend Grund abgibt, Ihnen das bewußte Rendezvous zuzusagen, so will ich doch, Ihre Aufregung berücksichtigend, noch die Bemerkung voranschicken, daß hier jedenfalls ein Mißverständniß oder ein Irrthum in Betreff der Person stattfinden muß. Die junge Dame, welche Sie

Ihre Braut nennen, ist mir durchaus nur vom Sehen aus der Ferne bekannt; wenn Sie also blos ihrethalben mit mir Händel suchen, so ermangelt der Streit jeder vernünftigen Ursache." Der Irländer lächelte höhnisch und fragte: „Gestanden Sie nicht vorhin, daß Sie das Mädchen kennen, daß Sie sie schön fanden und daß Sie unter ihrem Fenster gezeichnet hätten?" — „Es ist sehr lächerlich, mich wegen dieses harmlosen Geständnisses zur Rede zu stellen," erwiderte Louis, „ich würde nicht Zeit finden, alle Zäukereien abzumachen, wenn ich mich herumstreiten müßte um jedes Mädchen, das ich sah und grüßte. Uebrigens bin ich dieses Gespräches auf der Straße müde und werde mich nicht weiter mit Ihnen einlassen. Da ich Sie jedoch in der Leidenschaft sehe, und zwar in der bedauernswerthen Leidenschaft der Eifersucht, so glaube ich mir dadurch nichts zu vergeben, wenn ich auf die Wahrheit dessen, was ich Sie versichert habe, mein Ehrenwort setze." — „Ihr Ehrenwort?" rief der Irländer mit giftigem Spotte, „schämen Sie sich einer solchen Dreistigkeit nicht? Ich sehe wohl, daß bei Ihnen Betheuerungen und Schwüre für wohlfeile Waare gelten!" — „Herr!" fiel ihm Louis in die Rede. Aber der Irländer, dem es gelegen war, die Sache auf das Aeußerste zu trei-

ben, ließ sich keineswegs einschüchtern; er fuhr, dem Maler einen Schritt näher tretend, fort: „Ich weiß, wie man im Englischen Denjenigen nennt, welcher so leichtsinnig mit dem Ehrenwort um sich wirft, könnte ich mich derselben Bezeichnung in Ihrer Sprache bedienen, so hätten Sie sie schon gehört!" — „Tod und Teufel!" exclamirte der junge Franzose, dessen Blut nun anfing warm zu werden, „entweder sehe ich einen Raufbold von Profession oder einen Verrückten vor mir, denn nur diese Gattung von Menschen gibt der Vernunft kein Gehör, und ich laufe Gefahr, daß meine Ruhe für Schwäche und meine Vorstellungen für Feigheit genommen werden. Wenn Ihnen so sehr ein Gang erwünscht ist, so stehe ich zu Diensten und hoffe, sehr leicht mit Ihnen fertig zu werden." — „Hoffen Sie?" grinste der Irländer, „das hat Ihr Freund in Paris, der Maler * * *, ebenfalls gedacht und diesen Glauben mit seinem Leben bezahlt!" — Nun fiel es plötzlich wie ein Schleier von des jungen Franzosen Augen: der Mörder des so lange Betrauerten stand vor ihm, Derjenige, an welchem er Rache zu nehmen geschworen hatte! In Neapel mußte er den Verhaßten wiederfinden; von tollem Wahne verblendet lief ihm Dieser selbst in das Netz — dies war augenscheinliches Walten der

Nemesis! Mit funkelnden Augen und glühenden Wangen rief Louis: „So? Erinnern Sie sich des Unglücklichen? Jetzt kenne ich Sie und werde mich mit Ihnen schlagen — ich muß mich mit Ihnen schlagen auf Leben und Tod! In meinen Arm hat der Himmel Vergeltung gelegt. Bestimmen Sie Zeit, Ort — ich fehle nicht — verlassen Sie sich darauf — ich freue mich auf das Duell!" — Man verabredete in kurzen und hingeworfenen Worten, daß man sich am folgenden Tage an einer einsamen Stelle des Strandes ohne Sekundanten zusammentreffen wollte. Die Waffe sollte der Degen seyn.

Der Franzose war bei dem Duell mit dem Irländer in vollem Rechte: er hatte eine durchaus unprovocirte Beleidigung erfahren, deßhalb sah er der Stunde des Kampfes mit Ruhe, ja, mit einer gewissen Begierde entgegen. Hätte er als Rächer des gefallenen Freundes den Gegner zu dem Gange zwingen müssen, so würde das Verhältniß ein ganz anderes gewesen seyn; er hätte sich dann in einen Handel gemischt, der, streng genommen, ihn nicht betraf. Jetzt aber stand das Verlangen nach Rache im vollsten Einklange mit der Pflicht, die eigene verletzte Ehre zu vertheidigen und so hatte er sich keinen Vorwurf zu machen. Auch der Irländer,

gestählt durch seine große Praxis, empfand nichts, als den Wunsch, den Gang der Zeit beschleunigen zu können; so sehr war er von Haß gegen den vermeintlichen Nebenbuhler entflammt. Der einzige Zeuge bei dem Rencontre sollte ein Wundarzt seyn, um durch seine Kunst dem Verwundeten beizustehen, und das Gold des Irländers vermochte auch bald einen solchen, das Geschäft zu übernehmen. Louis besaß Besonnenheit genug, sich die Möglichkeit vorzuhalten, daß er unterliege; er traf also mit einer, für einen jungen Künstler seltenen Kaltblütigkeit alle für diesen Fall nothwendigen Anordnungen. Er schrieb einen langen Brief an die Geliebte, der ihn wegen seiner scheinbaren Unbedachtsamkeit rechtfertigen mußte, und bestimmte in einem andern Schreiben, welches ausdrücklich sagte, daß er im ehrlichen Zweikampf gefallen sey, seine sämmtlichen Effekten der französischen Gesandtschaft zur Uebersendung nach Paris. Er versäumte aber auch keine Vorkehrung, sich, wenn ihm das Glück günstig blieb, der Ahnung der neapolitanischen Justiz zu entziehen. Er miethete einen Platz auf einem nach Marseille bestimmten Kauffahrer und richtete Alles so ein, daß er sich unmittelbar nach dem Duell an Bord des Schiffes begeben konnte. Nicht so handelte der Irländer; er dachte

über ein Billet nach, das Finetta mit teuflischem Hohn von dem Tode ihres Liebhabers unterrichten sollte und er benahm sich, als ob er Brief und Siegel darauf empfangen hätte, daß er dem französischen Knaben (boy), wie er sich ausdrückte, den Garaus machen würde. Es war noch eine Stunde hin bis zur anberaumten Frist, als er sich in ein Weinhaus begab, um die Zeitungen zu lesen. Wer den Puls des Mannes untersucht hätte, der würde, obgleich doch Derselbe binnen 60 Minuten seine Brust der tödtenden Spitze eines Degens bloß stellen sollte, auch nicht die mindeste Bewegung wahrgenommen haben. Er nahm die Blätter gähnend in die Hand, setzte sich in ein Fenster und begann die Artikel aus allen Ländern mit der größten Aufmerksamkeit durchzugehen. Es schien nichts sein Interesse besonders in Anspruch zu nehmen. Erst als er die letzte Seite einer Zeitung mit der Rubrik „Deutschland“ überblickte, schien sich plötzlich seine Stimmung zu verändern. Er las und las wieder. Die hastige Veränderung seiner Stellung, die gerunzelte Stirn, die zusammengekniffenen Lippen sagten deutlich, daß er eine Nachricht fand, welche ihm innere Unruhe verursachte. Er warf das Blatt auf den Tisch und ging mit hastigen Schritten einige Male das Zimmer auf und ab,

während er widerholentlich die Stirn mit seiner rechten Hand rieb, so als ob er unangenehme Gedanken verscheuchen wollte. Nach einigem Sinnen riefer Jemand herbei und fragte nach einem Notar. Als er erfuhr, daß Einer ganz in der Nähe des Hauses wohne, gab er seine Karte und den Auftrag, den Rechtskundigen Nachmittag zu ihm zu bescheiden, mit dem Bemerken, daß Dieser für seine Mühe gut bezahlt werden sollte. Darauf nahm er noch einmal das Zeitungsblatt auf, überlas den Artikel und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, welche anzudeuten schien, daß er mit dem gefaßten Entschlusse zufrieden sey. Er warf die Zeitung weg, blickte auf die Uhr, bezahlte seine halbe Flasche süßen Weines und ging nach seiner Wohnung, um den Stoßdegen zu holen. Während dessen war Louis mit seinen Arrangements fertig geworden und begab sich auf den Weg nach der bezeichneten Stelle. Es war ein herrlicher Tag. Ein Wolkenkoloß barg die Sonne, so daß ihre Strahlen von der Stadt abgehalten wurden; aber die Ferne lachte im heitersten Lichte. Der feuerspeiende Riese sendete schnurgerade eine feine Rauchsäule in die Höhe; das Meer lag im tiefen Schatten, nur in weiter Entfernung funkelte es in tausend Diamant-Blitzen auf. Louis wandelte den Strand hinab, das Ziel

seines Weges war zu ernst, als daß er der Landschaft einen Blick hätte widmen können. Vor ihm her fuhr ein offenes Cabriolet und er erkannte bald den Wundarzt, der, selbst das Pferd lenkend, gleiche Richtung mit ihm verfolgte. Da der Wagen ihm bald aus dem Gesichte kam, so begann er so viel als möglich zu eilen; es war ihm unangenehm, daß er so viel später eintreffen sollte, als der Mann, der nur indirekt bei dem Handel betheiligt war. Er nahm jetzt den Degen, den er unter seinem Ueberrock verborgen trug, vor, um sich freier bewegen zu können und sah den bezeichneten Platz auch bald vor sich. Es war Alles einsam und still. Der Irländer befand sich schon dort. Der Arzt band sein Pferd um eine Pinie fest und schickte sich an, sein Werkzeug auf dem Boden auszubreiten, welches für Jeden ein keineswegs erfreulicher Anblick ist. Der Irländer aber musterte jedes Stück und that mehrere Fragen an den Mediciner, die von seiner vollkommenen Gleichgültigkeit zeugten. Louis näherte sich und grüßte, nach der Sitte seiner Landsleute. Sein Gegner aber warf statt des Gegengrußes den Rock ab und forderte ihn auf, ohne alle Zögerung zur Sache zu schreiten.

Louis ließ sich keinen Augenblick nöthigen, er verlor den Gegner fortan nicht mehr aus den Au-

gen, warf den Ueberrock ab und stellte sich. Im Anfang blieben die beiden Fechter einander gleich, der erste Gaug geschah ohne irgend ein Resultat. Der Wundarzt sah dem Kampfe so ruhig zu, als ob es eine Schulübung gewesen wäre, ein Zeichen, daß er bereits oft Gelegenheit gehabt hatte, Duellen beizuwohnen. Sein Gesicht blieb kalt und bewegungslos und das Interesse bei der ganzen Angelegenheit schien für ihn erst zu beginnen, wenn eine recht gefährliche Verwundung eintrat. Die Fechtenden hatten eben den Kampf erneut. Der Irländer mit stechenden Augen und fest zusammengebissenen Zähnen versuchte alle möglichen Ueberraschungen und Finten, aber des Franzosen scharfer Blick und die Gewandtheit seines Armes kamen stets den Angriffen zuvor. Wenn Jener zu heftig eindrang, so wußte ihn dieser mit vorgestreckter Spitze sogleich wieder in Respekt zu halten, und eine lange Weile schien es, als ob bei diesem Klingenspiel endlich ein friedliches Uebereinkommen getroffen werden müßte, um es nur einmal zu beendigen. Da maß sich ausgebildete Kunstfertigkeit mit ausgebildeter Kunstfertigkeit und Muth mit gleichem Muthe. Ein Anderer, als der Doktor, hätte diese geschickten Angriffe und diese kluge und prompte Vertheidigung, wenn auch mit einiger Aengstlichkeit, aber doch mit

der größten Theilnahme beobachtet; ein Anderer, als der Doktor, hätte nach so vielen vergeblichen feindlichen Bestrebungen einen Versuch, die Gegner zu versöhnen, gewagt — der gute Mann aber verhielt sich im eigentlichsten Sinne neutral, keine Bewegung, kein Laut, ja, kein Zug des unerschütterlichen Gesichtes verrieth die Lust, menschenfreundlich in den Handel einzugreifen. Er kannte kein anderes vernünftiges Ziel bei einem Duelle, als Blutvergießen, was bedurfte man zur Versöhnung eines Arztes! Bereits begann der Arm der Kämpfenden von seiner Muskelstärke nachzulassen, Ermüdung ließ die Angriffe weniger hitzig geschehen und in dem Maaße wurde auch das Pariren sorgloser. Louis, welcher bereits die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er seinem Gegner vollkommen gewachsen sey, war der Unvorsichtigere. Statt den Ellenbogen beim ruhigen Halten der Klinge dicht an den Leib zu schließen, entfernte er jenen weit genug vom Körper, um ihn bloß zu stellen. Dem Irländer entging nicht der kleinste Fehler. Kaum gewahrte er der veränderten, leichtsinnigen Positur seines Feindes, so gab er sich das Ansehen, als ob er nach einigen Finten einen erneuten Angriff auf Louis's Brust machen wollte; als dieser aber die Stöße parirte und sich wieder so unvorsichtig stellte,

führte der schlaue Irländer einen blitzschnellen und unvorbereiteten Stich auf den exponirten Arm — und traf. Des Franzosen Hemd-Ermel wurde sogleich durch das hervorströmende Blut gefärbt. Jetzt bekam des Arztes Auge Leben, seine Züge nahmen Bewegung an; das Gesicht glänzte von einer freudigen Theilnahme, etwa wie das eines Musikfreundes, der lange Zeit sich an gelehrten harmonischen Combinationen gelangweilt hat und dem nun unerwartet eine langbekannte Lieblings-Melodie zu Gehör dringt. Er schickte sich an, einzuschreiten, da er sein Schlagwort „Blut" vernommen hatte; auch der Irländer zögerte einen Augenblick, offenbar vor Freude über den gelungenen Coup. Aber zu Beider Ueberraschung rief der Franzose: „Weiter! Diese Schramme sagt nichts! Wegen einer solchen Lappalie habe ich den Weg nicht gemacht!" — Darauf warf er den Degen in die linke Hand, um den Kampf fortzusetzen. Was ein Mißgeschick geschienen hatte, gereichte ihm jetzt zum größten Vortheil. Sein linker Arm war nicht ermüdet, er focht mit demselben eben so kräftig und gewandt wie mit dem rechten, und auf den Gegner, der nicht gewohnt war, einen also Fechtenden sich gegenüber zu sehen, machte diese Veränderung einen sichtbaren Eindruck. Louis

hatte dies sogleich bemerkt. Mit der ganzen Energie ungeschwächter Muskeln schlug er des Irländers Klinge gewaltig zur Seite und versetzte ihm gleich darauf einen Stich in die Brust, ohne jedoch im ersten Moment zu wissen, ob die Verletzung bedeutend sey oder nicht. Er hielt sich demnach mit vorgehaltenem Degen zur Fortsetzung des Kampfes bereit. Aber das Knirschen mit den Zähnen, das Bleichwerden und Wanken an seinem Feinde zeigte es, daß er wohl gegen diesen keiner Vorsicht mehr bedürfen würde. Dennoch war sie sehr nothwendig gewesen. In der verzweifelten Wuth, in dem glühenden, vergeblichen Hasse nahm der Irländer seine letzte Kraft zu einem fürchterlichen Stoße zusammen, aber indem Louis diesen parirte, schlug er auch zugleich dem Verwundeten den Degen aus der Faust. Der Wundarzt, welcher mit Kennerblicken das aus der Brustwunde strömende Blut betrachtet hatte, näherte sich, als eben der Irländer mit einem englischen Fluche zu Boden sank. Louis warf seine Klinge von sich, entblößte seinen Arm und verband sich, so gut als es gehen wollte, mit dem Taschentuche, während er zur Schlingung des Knotens sich der linken Hand und seiner Zähne bediente. Dann trat er, wie es Gebrauch ist, zu dem Daliegenden, ihm die Hand zu reichen. Die-

ser aber kehrte sich ab, schickte ihm eine Verwünschung entgegen und drohte, sobald er hergestellt sey, in Paris den Kampf von Neuem zu beginnen. Louis trat kalt von dem unversöhnlichen Menschen zurück. Der Wundarzt, der die Kleider aufgerissen und die Wunde untersucht hatte, machte bei dem „wiederhergestellt" eine etwas bedenkliche Miene, welches aber dem Irländer sowohl wie Louis entging. Der Letzte wusch die blutige Hand im Meerwasser, warf den Rock über und säumte nicht, sich in Sicherheit zu bringen. Der Irländer wurde verbunden, durch den Arzt wieder gekleidet und dann mit unsäglicher Mühe in das Cabriolet gehoben, um nach seiner Wohnung und — auf das Bett gebracht zu werden.

In Finetta's Hause hatte der Jesuit einen vollkommenen Sieg erfochten. Das Verschwinden des Irländers, mehr aber noch des Mädchens Hoffnungslosigkeit in Hinsicht des geliebten Malers arbeiteten ihm in die Hände. Vergebliche Sehnsucht in der Seele einer Jungfrau zehrt die Kraft des Willens auf und erfüllt sie mit einer Schwärmerei, welcher kluge Beobachter eine beliebige Richtung geben können. Der Absprung von versagtem irdischen Liebesglück auf eine Verbindung mit dem himmlischen Bräutigam findet nicht blos in Ita-

lien statt und wir würden, wenn wir stets auf die Motive von heißer Frömmigkeit bei weiblichen Wesen zurückgehen könnten, oft ähnliche Ursachen antreffen. In Italien aber darf man mit Sicherheit annehmen, daß zwei Drittheile von den jungen Mädchen, welche den Schleier nehmen, den himmlischen Brautstand als ein Surrogat des irdischen betrachten, um den sie durch mannigfache Unfälle gebracht worden sind. Auch Finetta befand sich in diesem Falle. Ihre Verwandte waren zufrieden mit dem Entschlusse, sich dem Kloster zu widmen. Nächst einer reichen Heirath ist für den Italiener geringen Standes nichts so lockend, als die Ehre, ein Familienmitglied unter der Geistlichkeit zu wissen. Sie unterstützten also, besonders da keine Aussicht vorhanden war, daß die Verbindung mit dem wohlhabenden Ausländer noch zu Stande käme, die religiöse Neigung des Mädchens nach Kräften, und der Maccaronihändler zeigte sich als einer von Denjenigen, welche am eifrigsten die Sache verfochten. Finetta war blaß und willenlos, das Feuer ihres Auges war erloschen, ihre Wange verblüht. In ihrer stillen Kammer strömte wohl noch zuweilen ihr Schmerz in Thränen aus, aber sie scheuete sich vor dem Beichtvater, der ihr fortwährend zusetzte, ihrer Bestimmung mit Freudigkeit zu folgen

und ihren Heiligen zu preisen, dessen Fürbitte sie ein reines und beneidenswerthes Glück zu danken habe. Sie konnte nicht unterlassen, die Stelle am Fenster aufzusuchen und mit Wehmuth auf den Hügel hinabzuschauen, wo ihr der Geliebte wie ein reizendes aber flüchtiges Traumbild erschienen war. Der Rasen, auf dem er geweilt hatte, schien ihr jetzt die Decke seines Grabes zu seyn — ein schwerer Seufzer sagte, daß sie wünsche, es wäre ihr eigenes Grab. Heute befand sie sich wieder dort, aber nicht in gewöhnlichem Hauskleide, mit der Arbeit in den Händen, sondern festlich geputzt, um den Hals eine schwarze Schnur, an welcher ein kleines goldenes Crucifix hing, ein Geschenk des Maccaronihändlers, und in der müßigen Hand ein Sträußchen. Eine Zähre perlte aus dem schönen Auge und näßte die langen seidenen Wimper. Der starre Blick ruhte auf dem Hügel, die Brust wogte und der feine Mund war schmerzhaft verzogen. Das geringste Geräusch schreckte sie auf, und sie sah mit einer Aengstlichkeit nach der Thüre, als hätte sie die Schergen erwartet, die sie zum Gericht führen sollten. Oft ward sie getäuscht, und sie gab sich dann sogleich wieder ihrem trübseligen und doch süßen Traume hin; aber endlich öffnete sich die Thür und der Maccaronihändler, ebenfalls im

Sonntagsstaat, von dem Beichtvater begleitet, trat herein. Finetta zerdrückte schnell ihre Thräne, kehrte sich gegen die Kommenden und zeigte ihnen ein lächelndes Angesicht. Man wollte sie abholen um sie der Priorin des Nonnenklosters vorzustellen. Finetta verließ in einer gewissen ängstlichen Hast, die der Verzweiflung sehr nahe kam, das Zimmer. Sie wollte keinen Kummer blicken lassen, und doch konnte ihr ganzes Wesen für den klugen Jesuiten kein Räthsel seyn; er aber behauptete den unbewegtesten Gleichmuth, war sanft und freundlich wie immer. Der Maccaronihändler schritt so stolz einher, als ob ihm ein Königreich zugefallen wäre: an der einen Seite einen Priester, an der andern eine nahe Verwandte als Braut des Himmels — dies war zu viel! Als sie zu dem Meeresufer hinabgelangten, zog ein Schiff ihre Blicke auf sich. Die dreifarbige Flagge wehte lustig am Hintermaste, auf den Segelstangen saßen die Matrosen und lösten die Taue los — es hatte sich ein günstiger Wind zur Abfahrt erhoben. Dicht am Strande wartete ein Boot, dessen einer Führer am Ende des Brettes stand, welches das Hineintreten über den durchnäßten Sand erleichtern sollte. Als unsere drei in die Nähe des Mannes kamen, rief dieser seinen Gefährten zu: „Le voila!“ Der Maccaronihänd-

ler machte keine Ausnahme von der Regel, er war neugierig, wie alle seine Landsleute: er mußte sehen, wer der Passagier war, den das Schiff noch kurz vor seiner Abfahrt aufnehmen sollte. Der Capitain rief ein Aho! herüber, welches den Bootsleuten anzeigen sollte, daß sie an Bord zu kommen hätten, weil man die Anker lichte. Der Bootsmann erwiderte durch die hohle Hand: „Un moment, capitaine, il arrive!“ In diesem Augenblicke kam der Passagier herab. Es war ein junger Mann mit schwarzem Haar, er trug den rechten Arm in der Binde. Ohne sich um die Gaffer zu bekümmern, sprang er in das Boot und die Leute ruderten ab. „Was ist der Signorina?“ fragte der Jesuit, als er bemerkte, daß Finetta's Antlitz von tödtlicher Blässe überzogen ward und sie im Begriff stand umzusinken. Der Maccaronihändler fing sie auf und sie hing ein Weilchen leblos in seinen Armen. Sie hatte Louis erkannt. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie, daß sie vom Schwindel ergriffen worden wäre, daß nun alles vorüber sey. Bei dem Worte „vorüber“ folgte sie dem dahineilenden Segler mit ihren Blicken wehmüthig nach. „Lassen Sie uns gehen“ — sprach sie dann dumpf und fest, „mir ist wohl — und ich habe Sehnsucht nach dem heiligen Gebäude!“ —

Sie wandten sich dahin.

Der Zustand des verwundeten Irländers war bedenklich. Er lag auf seinem Bette in langer Bewußtlosigkeit. Die ängstlichen Wirhsleute empfingen von dem Arzte nicht die mindeste Beruhigung. Zur festgesetzten Stunde erschien der Notar, mußte sich aber trotz aller Remonstrationen unverrichteter Sache wieder wegbegeben, da sich der Kranke in fortwährendem Phantasiren, durch das Wundfieber erzeugt, befand. Der Rechtsfreund bedauerte außerordentlich, vergebens gekommen zu seyn, meinte jedoch, er werde täglich wieder vorfragen, da es sich wahrscheinlich um eine dringliche Sache handle und der Kranke doch eine Stunde haben werde, in welcher mit ihm zu sprechen sey. Der Arzt hatte einen Krankenwärter bestellt, der gemessenen Auftrag hatte, Niemanden an das Lager des Patienten zu lassen, als ihn selbst, und die gutmüthige Wirthin mußte sich mit dem begnügen, was sie von dem strengen Wächter erfuhr — auch ihr war der Eintritt verboten. Der Phantasirende sprach beständig von Deutschland, von Unglück, das er veranlaßt, beorderte in seinen wilden Träumen Couriere, die Tag und Nacht mit einer Botschaft von ihm reiten sollten und mengte diese fremdartigen Dinge mit seinem Verhältnisse zu Finetta und Ver-

wünschungen gegen den Franzosen, den er immer noch den Räuber seines Glückes nannte, zusammen. Der alte steinharte Mann, welcher seit vielen Jahren in den Hospitälern gebraucht wurde, kannte kein anderes Interesse, als die Vorschrift des Arztes genau zu erfüllen, dem Patienten alle mögliche Hülfe zu leisten und jeder Störung von außen her zu wehren; im Uebrigen kümmerte er sich gar nicht darum, was der Kranke sprach und ließ, obgleich er ein wenig englisch verstand, die seltsamen Dinge so gleichgültig an seinem Ohre vorüberklingen, wie das Gezwitscher eines Vogels oder das Bellen eines Hundes. Als der Arzt am andern Morgen kam, lag jener dem Anscheine nach im tiefen Schlummer, worüber sich der Krankenwärter ungemein zufrieden erklärte. Der erfahrenere Mediciner untersuchte den Puls des Schlummernden und meinte, es würde wohl gut seyn, im Laufe des Tages einen Priester holen zu lassen, der dem Manne des Viaticum spende. Der bigotte Krankenwärter hatte kein eiligeres Geschäft, als dies ins Werk zu richten. Als die Wirthin und ihre Töchter das Glöcklein die Straße herauf erklingen hörten, wußten sie, woran sie waren, und sie schickten sich sämmtlich an, einen Rosenkranz für den Sterbenden zu beten. Der Priester fand den Kranken mit offenem, aber

matten Blicke, die Farbe seines Gesichtes war eine Mischung von weiß und blau, und selbst die Lippen zeigten nur eine geringe Spur von der ehemaligen Röthe. Er war ganz bei Besinnung, aber seine Gemüthsart mußte für Diejenigen, welche ihn früher gekannt hatten, wunderbar verwandelt scheinen. In seinem ganzen Wesen prägte sich eine sanfte Freundlichkeit aus, die ihm sonst ganz fremd gewesen war, und diese Freundlichkeit gab seinen Zügen einen Ausdruck, der zum Mitleiden auffordern mußte. Eben so wild, als er sich in seinen Fieber-Visionen gezeigt hatte, so klar und ruhig waren jetzt seine Vorstellungen, und von dem Hasse gegen Louis, von der Bitterkeit gegen Finetta fand sich jetzt nichts mehr in seiner Seele vor. Der herannahende Tod hatte ihn gewissermaaßen jetzt schon verklärt. Der Priester sah sich mit dankbarem Wohlwollen empfangen. Der Kranke legte ihm eine vollständige Beichte ab, bei welcher jedoch Niemand zugegen seyn durfte und er empfing sodann den heiligen Trost der Religion. Um sein Testament zu machen, wurden der Notar und noch einige Zeugen herbeigeholt. Außer dem Testamente diktirte der Sterbende langsam eine Geschichts-Erzählung zu Protokoll, die von allen Umstehenden, den Priester nicht ausgeschlossen, beglaubigt wurde.

Dies Dokument ward auf ausdrücklichen und dringenden Befehl des Sterbenden sogleich durch einen Courier nach Deutschland abgesendet. Er unterhielt sich, nachdem diese Anordnungen alle getroffen waren, heiter aber in kaum hörbar gesprochenen Worten mit den Umstehenden, die er in seinem letzten Willen reichlich bedacht hatte. Selbst der Wirthin und ihren Töchtern ward ein Sümmchen vermacht. Er ließ sie heraufkommen, um ihnen dies selbst anzukündigen. Der Arzt wendete nichts gegen des Kranken Wunsch ein, er sah dessen Auflösung vorher. Als alle Besuchenden sich entfernt hatten, verfiel der Kranke wieder in einen tiefen Schlaf und der Wärter suchte noch jedes Geräusch ängstlich zu vermeiden, als der wiederkehrende Arzt erklärte, daß das Leben schon seit einer Stunde aus dem Körper entflohen sey.

Während sich dieses in Italien begab, hatte sich in ***, dem Orte in welchem Otto's unglückseliger Prozeß zu dem uns bekannten traurigen Ende geführt worden war, nichts Wesentliches verändert. Man sprach wenig mehr von dem vorgefallenen Morde, andere, wenn auch geringere Tagesbegebnisse verdrängten durch ihre Neuheit das immer noch unaufgeklärte Geheimniß. Otto war im Stadtgefängniß und Sophie fristete ein kummervolles,

beinahe trostloses Leben. Selten wird ein Mädchen ihres Standes sich inmitten von Bedrängniß und Lockung so ganz moralisch rein zu halten wissen. Keine Ueberredung der Unterhändlerin, keine bösartigen Einflüsterungen über den armen Gefangenen, keine Bitten oder Drohungen waren im Stande, des Wäschermädchens Tugend zu erschüttern. Des Wäschermädchens! Und reicht bei der Mehrzahl von Städtern diese Bezeichnung allein nicht hin, um jeden Glauben an weiblichen Werth zu verlöschen? Wäschermädchen, Putzmacherinnen — sie können nicht fleckenlose Sitten behalten — dies Vorurtheil ist allgemein; und doch gibt schon diese Erzählung den Beweis, daß ein Wäschermädchen eine Prüfung bestehen kann, welcher hundert andere weibliche Geschöpfe unterlegen wären. — Sophie that noch mehr, sie konnte den Ort verlassen, es bot sich ihr eine gute Dienst-Stelle auf einem Gute der Nachbarschaft — sie blieb, blos um dem gefangenen Otto zuweilen wie ein freundlicher Engel zu erscheinen und ihm eine sauer abgedarbte Erquickung zu bringen. Ihre Mutter ruhte auf dem Armenkirchhof, sie hatte also jetzt für Niemand mehr zu sorgen, als für den Geliebten ihres Herzens, den ein ungeheures und, wie ihre Ueberzeugung sagte, unverdientes Schicksal daniederdrückte.

Ganz verläßt der Himmel den guten Menschen nicht, wenn er ihm auch schwere Leiden zudictirt. Otto's Benehmen im Gefängnisse, seine Gutmüthigkeit und Wahrheitsliebe hatten nachgerade die Personen, welche stets mit ihm in Berührung kamen, in ihrer Meinung über ihn schwanken gemacht. Es schien ihnen unmöglich, daß in einer solchen Seele jemals der Vorsatz zu einer schwarzen That, wie Meuchelmord, habe entstehen können. Unter Diesen war es besonders der Aufseher über die Eingesperrten, der sich zu Otto hingezogen fühlte und der an seine Schuld, seitdem er ihn täglich zu beobachten Gelegenheit fand, durchaus nicht mehr glauben wollte. Er begünstigte das Zusammenseyn Otto's mit der Geliebten vielleicht mehr, als es, streng genommen, seine Pflicht erlaubte. Der Mann mit seinem schlichten und geraden Verstande philosophirte über die Sachlage vielleicht treffender, als mancher Lehrer des Criminalrechts. „Soll ich dem armen Menschen den einzigen Trost rauben, der ihm auf Erden noch übrig geblieben ist?“ sagte er zu seiner Frau, die glücklicherweise eben so wohlwollende Gesinnungen hegte, wie er selbst, „soll ich ihn halten wie einen Zuchthäusler, weil er vielleicht die Unthat gethan hat? Das will mir nicht einleuchten. Wäre er überführt schuldig, so

behandelte ich ihn nach dem Buchstaben der Vorschrift; aber so heißt's nur, man müsse ihn gefangen halten, weil er wahrscheinlich ein gefährlicher Mensch sey. Ich finde nichts Gefährliches an ihm. Er ist folgsam und geduldig, er hat niemals Miene zu einem Befreiungs-Versuche gemacht, er richtet sich in seinem Kämmerchen so ordentlich ein und begehrt sogar am Sonntage Gottes Wort zu lesen. Deßhalb lasse ich die Dirne zu ihm kommen und gönne Beiden die Erleichterung, daß sie sich mit einander ausweinen — denn dies ist ihre ganze Unterhaltung!" — Die Frau lernte dadurch Sophie kennen. Die erfahrne Matrone hatte scharfen Blick. Das Mädchen gefiel ihr, und als sie von deren trauriger Lage hörte, als sie erfuhr, daß Sophie oft, ohne etwas Warmes zu genießen, Tag und Nacht, wenn es nichts zu waschen gab, mit der Nadel beschäftigt war, so wandte sie ihr die ganze Gefängniß-Arbeit zu und ließ sie selbst im Hause kleine Dienste verrichten, welches Sophie über alle Beschreibung glücklich machte, da sie nun Otto noch öfter sehen konnte. Eines Nachmittags saß sie bei Diesem und wartete, bis die Tasse Kaffeh, welche sie ihm gebracht hatte, leer war. Sie hatte sich mit gefalteten Händen auf den Schemel niedergesetzt und beobachtete mit einer gewissen Zu-

friedenheit den Appetit, mit welchem der Gefangene das von ihr Dargereichte genoß. Otto setzte die Tasse nieder, sah mit einem Blick voll Liebe und Dankbarkeit auf das Mädchen, dann sprach er: „Sophie, Du bist so unbeschreiblich gut gegen mich, und ich werde Dir niemals vergelten können. Sieh, das ist das Bitterste an meinem Unglück, daß ich Dich in mein Elend hineingezogen habe!" — Sophie sprang auf und warf sich ihm um den Hals. „Otto," rief sie, „wenn Du in mein Herz blicken könntest, so würdest Du finden, daß ich kein Vergnügen kenne, als bei Dir zu seyn — denke nicht an die Zukunft!" — „Ich werde im Gefängniß sterben!" murmelee der Unglückliche. — „Du sollst nicht im Gefängniß sterben," tröstete ihn das Mädchen, „eine Stimme in meiner Brust sagt mir, daß Du erlöst wirst!" — In diesem Augenblick kam der Gefangenwärter eilig herein und kündigte an, daß zwei Herren vom Gericht unten wären und daß er sie nur durch seine Frau einige Minuten habe beschäftigen lassen, um Sophie Frist zu geben, sich eilig zu entfernen. „Vom Gericht?" rief Otto erbleichend, denn die überstandene Qual und seine Verhöre fielen ihm ein. „Ja," entgegnete der Gefangenwärter, „es ist der Herr Präsident selbst und ein Rath beglei-

tet ihn. Sie bringen Papiere — ich weiß nicht, was sie wollen!" — Er trieb Sophie hastig hinaus und ließ den bestürzten Otto allein. Dieser ging mit sich zu Rathe, was solche Erscheinung in ganz ungewohnter Stunde zu bedeuten haben möge. Er zitterte vor neuen Indicien, die man vielleicht aufgefunden zu haben glaubte und dachte mit Schrecken daran, daß ein ganz neues Verfahren mit ihm beginnen könne. War auch seine Gefangenschaft peinlich, so erschien sie ihm doch voll Annehmlichkeit gegen jene Periode der Inquisition und Todesangst. Und das Alles sollte sich erneu'n?! — Er vernahm Fußtritte.

Sophie war mit dem Gefangenwärter hinabgegangen und harrte in dessen Wohnung mit hochklopfendem Herzen auf Nachricht von Otto. Eine Weile saß sie bleich und stumm da, plötzlich aber brach sie in ein heftiges Weinen aus, das krampfhaft zu werden drohte. Vergebens bot die menschenfreundliche Familie alles Mögliche auf, das angstvolle Mädchen zu beruhigen; ganz unbekannt mit Gerichts-Verfahren, konnte sich Sophie von dem entsetzlichen Gedanken nicht losmachen, daß der ernste Besuch Otto's Leben bedrohe, ja, daß die beiden Herren nur gekommen wären, um jenen ohne Weiteres dem Schaffotte zu überliefern. Alle

Vorstellungen von der Unmöglichkeit einer solchen Procedur fruchteten nichts, es war der Erschreckten zur Nothwendigkeit geworden, ihre Beklemmung in Thränen auszuströmen, und Uebermaß der Empfindung gibt auch den begründetsten Vernunftreden kein Gehör. Sophien's peinlicher Zustand wurde dadurch noch um ein Bedeutendes vermehrt, daß der Gefangenwärter, dessen Assistent vor Otto's geöffneter Zelle die Schlüssel hielt, hinaufeilte, um nicht gegen den Präsidenten und den Rath im Respekte zu fehlen. Sie träumte von Ketten-Anlegen, von stillem und plötzlichen Wegführen und von Gott weiß! welchen schaudererregenden Dingen mehr. Die Frau des Gefangen-Aufsehers hatte allerdings mehr Erfahrung, als Sophie, es standen ihr jedoch jetzt keine anderen Trostgründe zu Gebote, als die gewöhnlichen: Verweisung auf die Gnade des Himmels und auf die Kraft des Gebetes. Sophie faltete andächtig die Hände und sah durch Zähren mit einer unbeschreiblichen Wehmuth hinauf zu dem Allbarmherzigen, so als hätte sie fragen wollen: „Worin habe ich gegen Deine heiligen Gebote gefrevelt, daß mich solches Leid treffen muß?!" Es ist natürlich, daß der kurzblickende Mensch bei Abwägung der Schicksale stets von dem Gesichtspunkte des Lohnes und der Strafe ausgeht, daß er da-

niedergebeugt wird vom Unglück, welches ihn trifft, wie er zu sich selber sagen kann, unverdient; es ist natürlich, daß die Aufgeblasenheit der sogenannten Glücklichen in ihren durch Wucher und Betrug zusammengerafften Reichthümern den schuldlosen Elenden für Augenblicke an Gottes Gerechtigkeit verzweifeln läßt — aber ist das arme Erdenleben alleiniger Zweck des Daseyns? Gewiß nicht! Der Spruch hat einen tiefen, nur halb begriffenen Sinn: „Die hier dienen, sind dort oben groß.“ Die Leiden der irdischen Existenz bereiten eine gesegnete Zukunft vor. Oft aber auch, sehr oft bricht schon hienieden der Sonnenstrahl gerade dann heiter hervor, wenn wir den wüthenden Ausbruch des Kampfes zwischen den Elementen erwartet hatten; oft ist Verzweiflung Ahnung eines einbrechendes Glückes. Welcher Fall wird bei Sophie stattfinden? Ist sie mit ihrer Jugend auf ein Jenseits angewiesen, oder hat die Erde für sie Blumen der Freude? Noch einige Minuten und wir werden darüber im Klaren seyn. Sophie hatte so eben die Worte gestammelt: „Herr, Dein Wille geschehe!“ da ließ sich außerhalb des Zimmers ein Poltern vernehmen, als ob Jemand die Treppe, welche zu des Gefängnißwärters Wohnung führte, herabstürzte. Die Frauen fuhren zusammen. In Sophie's Seele er-

neuten sich alle gräßlichen Bilder von Folter und Hinrichtung, sie horchte zähneklappernd, ob sie nicht Kettengerassel vernähme. Ein klein Weilchen war es still, dann wurde die Thür plötzlich aufgerissen und Otto stürzte allein, mit gänzlich verstörtem Gesichte herein. Sophie fuhr in die Höhe und, immer noch erfüllt von ihrem Zagen, rief sie dem Kommenden entgegen: „Um Gott, Otto, was ist's? Sag's, sag' es, ich zittere!" Otto wollte reden, er konnte nicht; „ich — — ich — —" stotterte er, während ein Thränenstrom über seine Wangen rann — die Sprache versagte ihm gänzlich, er warf sich um Sophie's Hals und benetzte ihre Schulter mit seinen Thränen. „Was hast Du, liebster Otto?" rief das Mädchen, „ist ein neues Unglück?", ... Otto richtete sich empor, er schüttelte den Kopf, dann, seine Kräfte und Fassung gewaltsam hervorrufend, um der Geliebten Angst ein Ende zu machen, rief er: „Ich bin frei!" — „Frei, frei?" entgegnete die Gefangenwärtersfrau; aber Sophie warf der entzückende Schreck in eine Ohnmacht auf den Sessel, in welcher sie dalag besinnungslos aber lächelnd, wie eine schöne Leiche in den ersten 24 Stunden nach dem Tode. Otto kniete bei ihr, er küßte sie, er weinte und schrie: „Stirb nicht, Mädchen meiner Seele, Du

hast Elend mit mir getheilt, hilf mir jetzt mein unbeschreibliches Glück tragen!" — Sophie athmete, schlug die Augen auf und blickte den Geliebten fragend an, ob das Alles auch kein Traum sey. „Es ist Wahrheit!" rief Otto, „ich bin nicht nur frei — ich bin unschuldig befunden — der Thäter ist entdeckt!" Und alle Drei falteten fromm die Hände und lispelten: „Gott, wunderbar führt uns Dein Weg!" — Die Herren vom Gericht mit dem Gefangen-Aufseher erschienen.

Die überglückliche Sophie empfing von den Kommenden die Bestätigung dessen, was Otto ihr nur in kurzen, abgerissenen Sätzen hatte verkünden können. Der Präsident zeigte ihr eine deutsche Uebersetzung des Dokuments, welches durch den ***schen Gesandten in Neapel per Courier an den Magistrat der Stadt gesandt worden war. Es enthielt eine vollständige Rechtfertigung Otto's. Der sterbende Irländer hatte die Erzählung der Thatsachen in englischer Sprache diktirt, ein beeidigter Dolmetscher aber die Worte sogleich in's Italienische übertragen. Am Orte selbst war erst, um die Sache zur Herstellung der Ehre des so lang unschuldig verhaftet gewesenen Verdächtigen durch den Druck bekannt zu machen, des Irländers Geschichts-Erzählung deutsch abgefaßt worden. Sie lau-

tete also: „Es war im Monat *** 18**, als ich, auf einer Reise nach Italien begriffen, zu Pferde durch Deutschland zog. Ich hatte einen guten Theil meines Vermögens in Wechseln bei mir, in Baarem etwa 50 Pf. St. Gold. Die Ermüdung meines Thieres nöthigte mich, ihm 24 Stunden Ruhe zu gönnen, obgleich ich dies sehr ungern that, weil ich durch, leider jetzt völlig vernichtete Hoffnungen nach Neapel getrieben ward. Damals lachte mir die Liebe mit all' ihrem täuschenden Zauber aus Italiens üppiger Natur entgegen. Ich fürchtete jedoch, die Kräfte des Pferdes für längere Zeit zu lähmen, wenn ich mir nicht die nothwendige kleine Verzögerung gefallen ließe, und kehrte in *** mit dem Vorsatze ein, durch größere Eile nach der genossenen Ruhe das Versäumte einzubringen. Das Gasthaus, in welchem ich wohnte, hatte einen offenen Gang, wo sich Thür an Thür numerirte Fremdenzimmer befanden. Durch diesen Gang mußte man gehen, wollte man zu dem innern Theile des weitläuftigen Gebäudes, namentlich in den Hofraum gelangen. Deßhalb war er auch selten leer. Ich hatte die Thür offen gelassen, wie es die meisten Bewohner thaten, wenn sie nur kurze Zeit im Zimmer zu schaffen hatten, und war beschäftigt, eine Summe von 300 ₰ zu zählen,

die ich für englisches Geld eingewechselt, als ein Geräusch hinter mir meine Aufmerksamkeit von der Summe abzog. Ich drehte mich um und sah einen Burschen, dem Anscheine nach einen Brauerknecht (er trug ein kleines Faß auf der Schulter) in der Thür stehen und mit brennenden Blicken das aufgezählte Geld betrachten. Der Ausdruck seines Gesichtes hatte etwas Verstörtes, Leidenschaftliches, was mich frappirte. Ich konnte wenig deutsch sprechen, verstand aber ziemlich viel von dem, was man mir in dieser Sprache sagte. Ich fragte ihn, was er wolle. Er lächelte, aber mit einem giftigen Hohne, und sagte: „Herr, das ist viel Geld auf einmal! Ich habe nie so viel beisammen gesehen. Wie viel ist das wohl?“ — Um seiner los zu werden, sagte ich: „Es sind 300 ℔!“ und deutete ihm an, daß ich wünschte, meine Thüre zuzumachen. Er aber verhinderte dies, indem er sich fest gegen den Posten stellte und sprach: „300 ℔? Diese Summe machte mich reich und zugleich zu Sophie's Mann! Herr — man sagt, die Engländer hätten oft kuriose Capricen — auch im Schenken — Sie verreisen das Geld bloß zu Ihrem Vergnügen — wenn Sie es mir schenkten — wäre es nicht besser angewendet?“ — Diese Unverschämtheit brachte mich auf, ich schickte ihm einen englischen Fluch

zu und befahl ihm, sich sogleich von dem Orte wegzubegeben, wenn er nicht wollte, daß ich durch Andere mir Ruhe vor ihm verschaffen sollte. Er sah noch einmal auf das Geld, dann auf mich, knirschte mit den Zähnen, murmelte: „Geizhals, Du verdienst, daß es Dir gestohlen wird!“ und schritt fort. Ich warf die Thür in's Schloß und bekümmerte mich nicht weiter um den zudringlichen Gast. Abends wurde erzählt, daß einem deutschen Baron im Zimmer No. 1 desselben Ganges ein, übrigens werthloses Pistol abhanden gekommen sey. Seltsamer Weise trat sogleich, als ich dies vernahm, die Gestalt des Brauerknechts vor meine Phantasie, doch hüthete ich mich, einen Verdacht des Diebstahls zu äußern, um nicht in eine Untersuchung als Zeuge mit verwickelt zu werden, die mich noch länger von dem ersehnten Ziel meiner Reise hätte fern halten können. Ich befahl, vor Tages-Anbruch mein Pferd bereit zu halten, zahlte meine Rechnung und legte mich nieder. Als man mich weckte, war Alles noch dunkel; ich sah mich genöthigt, die kleinen, immer noch nöthigen Vorbereitungen zur Abreise beim Kerzenschein zu vollbringen. Als ich zu Pferde stieg, dämmerte im Osten ein Schein des erwachenden Tages, doch funkelten über mir noch die Sterne in ihrer ganzen

Pracht und die brennenden Laternen allein erleuchteten meinen Pfad zu dem stets offenen Thore hinaus. Es war auf der Landstraße noch so dunkel, daß ich meinem Pferde mehr traute, als dem eigenen Auge; ich ließ dem Thiere vollkommen den Zügel, weil ich mich dann gewiß halten durfte, nicht in einen Graben zu gerathen. Mit jedem Schritte aber wurde der helle Streif an dem östlichen Theile des Erdenrandes breiter und als ich den nahen Wald erreichte, war es bereits so hell geworden, daß ich die Farben ferner Gegenstände unterscheiden konnte. Ich meinte nun, mein Pferd könnte immerhin schon ein Stückchen Trab gehen und munterte es dazu auf. In der Hand trug ich ein kurzes, schwarzes Stöckchen, welches eine Stichklinge enthielt; diese Nothwaffe verließ mich niemals. Ich hatte eben wieder dem Pferde einige Erholung gegönnt, indem ich es Schritt gehen ließ und die Bemerkung gemacht, wie so ganz einsam dieser Weg in früher Morgenstunde sey, als plötzlich hinter einem Strauche hervor ein Mann mir quer in den Weg sprang. Es war nicht mehr dunkel genug, um über die Person im Zweifel zu bleiben — ich erkannte sogleich das still-höhnische Gesicht desselben Brauerknechtes, dessen Züge sich mir lebhaft eingeprägt hatten. Ich war im ersten

Augenblicke nicht gewiß, ob der Mensch Böses beabsichtige, doch schien es mir auffallend, daß er hinter dem Strauche zusammengekauert sich versteckt gehalten haben müsse, da dieser zu niedrig war, um einen Stehenden zu verbergen. Ich wurde auch schnell über den Zweck der Erscheinung belehrt. Der Mensch trat entschlossen gegen mein Pferd, hielt es am Zügel fest mit der Linken, während er mit der Rechten ein Pistol hervorzog, welches er auf mich richtete und sprach: „Herr, ich brauche 300 ₰. Sie besitzen mehr als das und vergeuden es doch nur — her mit dem Stocke und mit der Summe oder Sie beißen in's Gras!" — Die gehabten vielen Zweikämpfe hatten mich daran gewöhnt, dem Tode in das Antlitz zu schauen; weder Schreck noch Entrüstung trübten mein Auge, ich gewahrte demnach bald, daß er den Hahn nicht gespannt hatte, und dies schien mir zu beweisen, es sey ihm mit der Drohung nicht recht Ernst. Ich versuchte im gebrochenen Deutsch, ihn von seinem schändlichen Vorhaben zurück zu bringen, und versprach ihm, die ganze Sache für immerdar in Vergessenheit zu begraben, wenn er mich ruhig meines Weges ziehen lassen wollte. Ein Wuthstrahl fuhr ihm in das Auge: „Halten Sie mich für so dumm," rief er, „daß ich mich durch Sie

dem Galgen oder dem Zuchthause überliefern lassen will? Ich weiß sehr gut, daß Sie mich kennen — und bin auf Alles gefaßt. Herab vom Pferde — den Stock her — oder — soll mich der Teufel holen! im nächsten Moment sind Sie Futter für Würmer!“ — Er spannte den Hahn. — Ich konnte nicht begreifen, daß er nicht ebenfalls fürchtete, nach der Beraubung von mir denunzirt zu werden, da er mir allerdings bekannt war, und faßte natürlich die Vermuthung, es sey in jedem Falle früher oder später auf mein Leben abgesehen, ich fühlte mich also im vollkommenen Stande der Nothwehr und berechtigt, meinen Bedränger mir auf jede mögliche Weise vom Halse zu schaffen. Ich nahm zur Verstellung meine Zuflucht, weil ich die Mündung des Pistols stets sehr sorgfältig auf meinen Kopf oder meine Brust gerichtet sah. „Freund,“ sprach ich bittend, mich ihm so gut und so schnell verständlich machend, als es nur möglich war, „die Summe scheint mir nicht werth, mein Leben für sie zu wagen. Sie sollen sie haben, wenn sie Ihnen gerade unentbehrlich ist! Hier ist mein Stock, ich will sogleich hinabsteigen.“ Der Mensch war einfältig genug, meinen Worten zu trauen; er ließ die linke Hand vom Zügel los, während er aber stets das Pistol drohend gegen

mich und das Thier kehrte, und griff kräftig nach dem unteren Ende des Stockes. Sobald ich fühlte, daß er es fest gefaßt hatte, zog ich blitzschnell die Klinge heraus, und, gewohnt, den Stich auf einen Nadelpunkt anzusetzen, durchbohrte ich seine Brust in der Gegend des Herzens, die er mir in seiner Stellung ganz preisgegeben hatte. Ich sah wohl, daß er das etwas gesunkene Pistol zu heben versuchte, um meinen Körper zu treffen, aber der Stoß war zu glücklich gewesen: er taumelte und fiel, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem Gesträuch, welches ihm das Pistol entriß, zu Boden. Noch einige Zuckungen und er war nicht mehr. Ich sah mich jetzt befreit, aber in nicht geringer Verlegenheit. Sollte ich umkehren und die Sache anzeigen? Dies würde mich in eine Criminal-Untersuchung verwickelt haben, die mich, wer weiß wie lange! dem Arme der Geliebten entzogen haben mochte! Welchen Beweis hatte ich, daß der Mensch mir wirklich nach dem Leben getrachtet? Man findet Beispiele, daß voreiliger Todtschlag in übertriebener Furcht für das eigene Leben mit Festungsstrafe belegt worden ist. Ich war vor mir selbst gerechtfertigt wegen der That — ich beschloß, meine Reise eiligst fortzusetzen, in zwei Stunden die Grenze zu überschreiten, und von dem Vorfall

gegen Jedermann zu schweigen. Dies that ich. Erst hier in Neapel erfuhr ich durch die Zeitungen, welches Unglück dieses Schweigen auf einen Mitmenschen gebracht habe. Ich fand keine Ruhe mehr und mußte, selbst dem Tode nahe, diese Erklärung, die in allen Einzelheiten wahr ist, so gewiß ich Barmherzigkeit bei dem Ewigen zu finden hoffe, zur Rettung des Unschuldigen von mir geben. Um ihm einen kleinen Ersatz für die Leiden, die er meinetwegen erduldete, zu gewähren, schließe ich den Wechsel von 1000 Pf. St. bei, dessen Betrag ich ihm in aller Form Rechtens schenke.

George ***."

Otto und Sophie verließen das Städtchen, wo so Vieles sie an große Trübsal erinnerte. Der Gefängnißwärter erhielt ein schönes Geschenk. Einige Stunden von der Grenze des Nachbarlandes kauften sie sich ein Gasthaus, und zahlreiche Fremde besuchten schon aus Neugier die Gegend, um das nun sorgenlose und glückliche Paar, welches gewissermaßen durch Feuer- und Wasserprobe hatte schreiten müssen, persönlich kennen zu lernen.

III.

Jean Jacques Rousseau,

der Jüngling.

Novelle.

Das Landgut der Frau von Warrens war selten frei von Besuch, und zwar solchem Besuch, der wochen=, monatlang dort blieb. Die Gutherzigkeit der Eigenthümerin machte ihr viele Freunde, aber verschaffte ihr noch weit mehr Schmarotzer. Herr von Courtilles war der Gast, welcher jetzt schon, wie der Haushofmeister Claude=Anet bemerkte, eine hübsche Anzahl Flaschen köstlichen Weines ausgetrunken hatte und der auch noch gar keine Lust zeigte, den angenehmen Aufenthaltsort zu verlassen. Eben stand er in dem Saale vor dem Spiegel und hielt, da er sich allein wußte, eine Zwiesprach mit sich selbst. Die Frisur betrachtend und sein Gesicht von einer Seite zur andern drehend, hob er an: „Gewiß nicht übel! — Was fehlt diesem Teint? Was fehlt diesen Lippen und diesen Zähnen? Nichts, gar nichts! Und es wäre kein Aussehen eines Cavaliers? Ist nicht

Alles zierlich, glatt und fein, wie an einem gebornen Marquis? — Wir können schon dafür gelten! Weder ein Zug, noch eine Bewegung, noch ein Wort, sollen daran erinnern, daß — —". Er brach plötzlich ab. Ob das, was er dachte in einer Idee'n-Association mit seinem Haarschmuck stand, oder ob es Zufall war — er nahm die Perücke von dem sorgfältig geschminkten und hie und da mit Schönpflästerchen belegten Kopf und begann, wie es schien, mit kunstgeübter Hand, die Locken und das Toupé zu ordnen. Er hörte nicht, daß Jemand zur Thür herein kam. Glücklicherweise war der Kommende eben so vertieft in Berechnungen, wie Courtilles im Arrangement seines Kopfschmuckes, so daß Jener das seltsame Manöver, welches sich mit dem Adel des Beschäftigten nicht gut zusammenreimen ließ, glücklicherweise nicht bemerkte. Erst als Claude-Anet, dies war der Hereintretende, immer das Auge fest auf die Schreibtafel gerichtet, zu murmeln begann: „Null — ich setze null und behalte 7 im Sinn," wurde der Frisirende gewahr, daß er nicht mehr allein sey. Er warf eiligst die Perücke auf den Kopf und gab sich sogleich die nöthigen Airs, um seine sociale Stellung nicht einzubüßen. Als der Haushofmeister endlich aufblickte und Herrn von Courtilles's Augen begegnete, zog er

ein Gesicht, das dem nicht unähnlich war, welches ein Mann schneidet, der sauren Wein trinkt oder eine schlechte Auster ißt. Er schien es nicht der Mühe werth zu halten, Courtilles zu grüßen und wartete schweigend, ob er gezwungen seyn würde, sich mit Reden zu incommodiren. Courtilles lächelte und sagte: „Immer in Zahlen, Haushofmeister? Ihr träumt, glaub ich, auch des Nachts nichts anders, als Summen, Brüche und Facits!“ — Der Haushofmeister drehte sich etwas von dem Sprechenden ab und brummte in seinen Bart: „Ihr — — Ihr — — hat sich was zu „Ihren!“ Der Laffe!“ — „Ihr seyd wohl wieder mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette aufgestanden,“ fuhr der Edelmann fort, „die Antwort wird Euch verdammt sauer! In der Stadt hält man es für schicklich, erstens, daß man grüßt, wenn man zu Jemanden in das Zimmer tritt, und zweitens, daß man redet, wenn man gefragt wird.“ — „In der Stadt hält Mancher für sehr schicklich, was wir, auf dem Lande, für albern halten!“ entgegnete Claude-Anet kurz. — „Ha, ha, ha!“ lachte Courtilles, „wir haben an Euch einen recht amusanten Spaßmacher!“ Der Haushofmeister runzelte die Stirn und nahm trocken das Wort: „Klingen Ihnen meine Worte, wie Spaß? Seht doch! Ich kann mich nicht er-

innern, daß ich mit Ihnen gespaßt hätte! Ich rede frei von der Leber weg und will Ihnen gleich ein Pröbchen davon geben. Sie finden Gefallen daran, sich bei Frau von Warrens einzuquartiren, die gnädige Frau findet vielleicht auch Gefallen daran, aber ich — ganz und gar nicht!" — „Das ist ein sehr großes Unglück, Herr Haushofmeister, daß Euch meine Gegenwart mißfällt. Aber wir Leute von Stande pflegen das Unglück leicht zu nehmen. Besoldete Dienstleute haben keine Stimme, wenn es Gäste der Herrschaft betrifft!" — „Mein Herr Chevalier, oder was Sie sonst für einen Titel haben mögen," replicirte Claude, „ich werde von der gnädigen Frau nicht als besoldeter Dienstmann behandelt, ich lasse mich also von einem — Einlogirer auch nicht als solcher traktiren." — „Wie's Euch gefällt, Hausmeister," sprach Courtilles, die Lippen hochmüthig aufwerfend, „nur vergeßt nicht, daß Ihr dem gerngesehenen Gaste Eurer Wohlthäterin Höflichkeit schuldig seyd." — „Ich messe das genau ab," beschloß der Haushofmeister die Unterredung, „und glaube Ihnen gerade das zu geben, was Ihnen zukommt!" — Courtilles biß die Zähne zusammen und flüsterte: „Impertinenter Kerl!" — Der Haushofmeister blieb ihm nichts schuldig, er murmelte, von dem Edelmann sich ent-

fernend: „schmarotzerischer Geck!“ — Da öffnete sich die Thüre und Claude sah, daß schon wieder die Zahl der Inwohner des Hauses sich zu vermehren schien. Sein Gesicht verrieth erneuten Unmuth, als er das Paar bemerkte, welches kam. „Der hätte auch bei seiner Orgel bleiben können!“ sprach er leise, aber laut redete er den Kommenden, welcher ein junges Mädchen mitbrachte, mit den Worten an: „Sieh, Herr Lemaitre! Was bringt denn Sie zu der gnädigen Frau von Warrens?“ — Der Organist antwortete nicht, sondern ließ das Mädchen sogleich auf einen Stuhl niedersitzen.

Als das Mädchen, welche wir bald unter dem Namen Marion kennen lernen werden, Platz genommen hatte, begrüßte der Organist Herrn von Courtilles auf sehr höfliche Weise. Der Letzte überhäufte Jenen mit Schmeicheleien über dessen Kunst, ja, er versicherte mit der Ueberschwänglichkeit eines Enthusiasten, daß die Engel im Himmel neidisch werden müßten, wenn sie Herrn Lemaitre's Orgelspiel hörten. Claude schien sich sehr darüber zu ärgern, er flüsterte für sich: „Die lieben Englein sind zu ihrem Glücke so hoch, daß kein Ton davon sie erreichen kann!“ Während dessen hatte der Organist Herrn von Courtilles in das Ohr geraunt, daß die Musikanten verabredetermaßen zur festge-

setzten Stunde eintreffen würden. Dann erhob er seine Stimme, so daß ihn Claude-Anet hören konnte, und sprach: „Vorher will ich der gnädigen Frau von Warrens dieses liebe Kind vorstellen — Gelegenheit, Gutes zu thun! Eine Waise zu adoptiren — die gnädige Frau wird es mir danken!“ — „Mein werther Meister Lemaitre“, fiel ihm der Haushofmeister in die Rede, „Ihr habt einen curiosen Begriff von der gnädigen Frau Denkungsart!“ — „Wie so?“ fragte Lemaitre erstaunt. — „Ihr führt uns jeden Tag ein anderes Exemplar von Gast zu“, fuhr Claude fort, „als ob das Haus hier eine Herberge wäre — man läßt es sich hier wohlgehen und thut, als ob das so seyn müßte! Es ist just nicht in Bezug auf die Kleine dort, daß ich dies sage!“ setzte er mit einem giftigen Blick auf Courtilles hinzu. Herr von Courtilles lächelte spöttisch und warf ihm, vornehm über die Achsel blickend, die Worte zu: „Vielleicht in Bezug auf mich?“ Claude bejahte nicht, aber verneinte noch weniger, er ließ dem Strome seiner Rede frischen Lauf. „Ein einziger Mann, unser Organist!“ rief er mit affektirter Fröhlichkeit, „kaum stellt sich bei ihm ein Subjekt ein, welches Logis, Kost, Kleider und derlei Kleinigkeiten braucht, gleich bringt er es zu Frau von Warrens. „Frau von Warrens gibt

aller Welt, sie wird auch Dir geben — komm Du nur mit mir!" Und so wird unser Haus von Hungrigen und Durstigen belagert, von Abenteurern, die keinen Bissen Brot verdienen und die unsere Vorrathskammer leer essen und unsern Keller leer trinken! Glücksritter und dergleichen! — „Es ist nicht in Bezug auf die Kleine, daß ich diese Aeußerung thue", setzte er wieder hinzu und sah bedeutungsvoll auf den Chevalier. „Erbarmungswerth!" lispelte Herr von Courtilles; „mich kann das nicht treffen, man weiß, daß ich fremder Leute Gastfreundschaft ganz und gar nicht nöthig habe." — „Frau von Warrens ist so wohlthätig und findet ihre Freude darin!" beschwigtichte den Haushofmeister der Organist Lemaitre; aber Claude nahm keine Vernunft an. „O, sie ist nur allzugut!" rief er, „aber man kann auch vor allzugroßer Güte schwach seyn! Sie rechnet niemals — aber ich rechne! — Es mag gut seyn, Almosen zu geben, wenn man reich ist. Frau von Warrens ist nicht reich! Sie hat eine Pension vom Könige von Sardinien, das ist Alles, und Pensionen empfängt man nicht, um Nichtsthuer zu füttern! — Die Kleine soll das gar nicht angehen!" — Herr von Courtilles verlor die Geduld, er trat dem Sprechenden einen Schritt näher und fragte mit herausfordern=

den Manieren: „Soll es mich angehen, Monsieur? Wie? Ja oder nein — ich will es wissen.“ — „Ich habe Niemanden genannt!“ erwiderte Claude mit Derbheit. — „Hütet Euch!“ fuhr ihn der Chevalier an, „meine Langmuth hat ihr Ziel und wenn ich noch einmal ein beleidigendes Wort höre — —“. Der Organist trat zwischen Beide und bat Herrn von Courtilles, nachsichtig zu seyn; es sey ja ganz unmöglich, daß in einem solchen Tone von einem Herrn, wie er sei, gesprochen werden könne. Frau von Warrens kam gerade in den Saal, als der Chevalier und der Haushofmeister so heftig an einander geriethen. Verwundert fragte sie, welchen Streit es hier gäbe. „Parbleu, schöne Frau, Sie kommen zur rechten Zeit“, nahm der Chevalier das Wort, „um jenen dreisten Menschen in seine Schranken zu weisen; er fehlte mehr als einmal im Respekt gegen mich.“ — Frau von Warrens wendete sich sogleich mit so vielem Ernste, als ihre außerordentliche Sanftmuth möglich machte, gegen den Haushofmeister und verwies ihm sein Benehmen. „Anet“, sprach sie, „ich will, daß man allen den Personen, die ich bei mir aufnehme, Achtung erweise, vorzüglich aber solchen, die wie Herr von Courtilles feine Lebensart mit Geist vereinigen.“ Der Chevalier verbeugte sich. Claude

brummte ein paar unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Frau von Warrens fuhr in ihrem theilnehmenden Eifer für Herrn von Courtilles fort: „Flüchtlinge genießen einen heiligen Schutz! Seit der Herr Chevalier mir vertraute, daß er wegen gewisser Aufsätze sich verfolgt sähe, interessire ich mich doppelt für ihn.“ Der Chevalier dankte schweigend, indem er voll Rührung die Hand auf das Herz legte. Der Organist glaubte sehr wohl zu thun, wenn er sich jetzt dem günstigen Urteil, das man über Herrn von Courtilles ausgesprochen hatte, mit nicht gewöhnlicher Wärme anschloß. „Das habe ich auch gleich errathen“, sagte er mit einer Kennermiene, „hinter dem Herrn Edelmann müßte etwas ganz Apartes stecken!“ Claude maß den Musikmeister mit grimmigen Blicken. Das Mädchen, welches der Organist mitgebracht hatte, war bei dem Eintreten der Hauseigenthümerin schnell von ihrem Stuhl aufgestanden und hatte sich bescheiden bis an die Thür im Hintergrunde zurückgezogen. Frau von Warrens warf das Auge auf sie und fragte liebreich, wer sie sey. „Ach, meine gnädige Frau“, erklärte der Organist, „diese unschuldige Kleine heißt Marion und kommt zu mir von Genf.“ Bei dem Worte „Genf“ schien der Chevalier zu stutzen, er betrachtete von fern das

Mädchen und ein heftiger Schreck fuhr durch seine Glieder. Er zog die ohnehin schon so dicke Halsbinde bis über das Kinn herauf, so als ob ihm darum zu thun wäre, sein Antlitz so viel als möglich zu verbergen. Der Organist, welcher von allem Diesen nichts bemerkte, schilderte die Noth der Armen mit rührenden Farben, er nannte sie ebenfalls einen Flüchtling, der das Opfer einer schändlichen Intrigue — einer Verleumdung sey. Frau von Warrens befahl dem Mädchen, näher zu kommen, welches den Chevalier sehr zu geniren schien, er entfernte sich so viel, als der Raum gestattete, und stellte sich so, daß die Fremde von seinem Gesicht so wenig als möglich unterscheiden möchte. Marion zögerte ein gutes Weilchen, bis sie dem Befehle der gütigen Dame nachkam. Da jedoch diese einige Schritte gegen sie hin that, um sie aufzumuntern, kam sie kniend vor, ergriff die Hand der Dame und führte diese an ihre Lippen. Der Chevalier stand auf Kohlen.

„Fasse Muth,“ hob Frau von Warrens, Marion gütig aufrichtend, an, „sage mir, warum hast Du Genf verlassen? Was ist Dir dort widerfahren?“ — „Ach, Ew. Gnaden,“ stotterte das Mädchen, „ich war bei einer sehr guten Dame — ich war sehr glücklich! Sie liebte mich wie ihr

Kind. Sie hatte versprochen, mich dereinst auszustatten — ach! — lebte sie noch, so hätte ich nicht nöthig, Ihr Mitleid in Anspruch zu nehmen.“ — „Deine Beschützerin lebt nicht mehr?“ fragte Frau von Warrens theilnahmvoll. — „Sie ist todt,“ fuhr die Kleine fort; „es wurde ein Inventarium aufgenommen und die Nichte der Seligen — oh, die ist sehr schön aber sehr stolz — behauptete, es fehle ein Band — sie hat es gewiß verlegt! Man suchte überall nach dem Bande, doch fand es sich nirgend. Da hieß es dann — ich habe das Band entwendet — ich, ich! Die Dienstleute alle, um den Verdacht von sich abzuwälzen, nahmen Partei gegen mich. Ja, der Jüngste behauptete sogar, er habe es in meinen Händen gesehen — dies war eine ganz abscheuliche Lüge. Ich habe mir nichts vorzuwerfen — aber man hörte weder auf meine Betheurungen, noch sah man auf meine Thränen — die versprochene Aussteuer ist verloren!“ — Marion hob ihr Schürzchen auf und trocknete ihre Augen. „Das ist sehr hart, wahrlich sehr hart!“ nahm Frau von Warrens das Wort. Selbst Claude fand es hart, er brummte: „Wegen solcher Lappalie — was ist ein Band?“ — „Das Traurigste dabei ist,“ nahm Marion, ermuthigt durch das Mitleid, welches sie erweckte, den Faden

ihrer Erzählung auf, „ich stand im Begriff — mich zu verheirathen — an einen — — meiner Vettern — Basil Vinzenried!“ — Es zuckte plötzlich durch die Glieder des entfernt stehenden Herrn von Courtilles, als ob er von einem elektrischen Schlage getroffen worden wäre. Er nahm eine Prise über die andere, oder viel mehr, er that so, als ob er Prisen nähme; ein aufmerksamer Beobachter hätte jedoch wohl bemerkt, daß er blos immer in die Dose griff und, abgewendet von den Sprechenden, mit den Fingern nach der Nase fuhr, ohne ein Stäubchen Taback zwischen jenen zu halten. „Was ist dieser Vetter, Dein Bräutigam?“ fragte Frau von Warrens. „Er ist Friseur“, entgegnete Marion mit niedergeschlagenen Augen, „er lernt seine Profession in Paris — das heißt bei uns: auf der hohen Schule — in diesen Tagen sollte er zu meinem Onkel nach Genf zurückkehren — oh, der hat einen hübschen Laden — Alles voll Touren und Kämme und Riechflaschen — und nun kommt ein solches Malheur dazwischen!“ — Marion schluchzte und hielt ihr Schürzchen vor dem thränenden Auge. Frau von Warrens ergriff ihre Hand und sprach gütig: „Tröste Dich, armes Mädchen! Du hast recht gethan, zu mir zu kommen. Niemals bittet ein Unglücklicher mich verge-

bens um eine Freistatt. Von diesem Augenblick an bist Du in meinem Dienste, bis sich Gelegenheit findet, Deine Verhältnisse zu ordnen.“ Marion küßte der trefflichen Frau dankbar Kleid und Hände. Frau von Warrens wandte sich gegen den Haushofmeister mit dem Befehle, das Mädchen hinunter zu führen und ihr eine Erfrischung zu geben. Der Organist bat sogleich um Erlaubniß, Marion begleiten zu dürfen, welches die Hausfrau mit einem lächelnden Kopfnicken zusagte. „Ei, freilich, gehen Sie mit, Meister Lemaitre“, sprach Claude-Anet, „ich will Ihnen sogleich ein Frühstück vorsetzen. Wer hier kommt, der muß essen und trinken — das ist Gebrauch! — Die Kleine braucht sich dies nicht anzuziehen“, setzte er, den Chevalier wieder bedeutungsvoll anblickend, hinzu. Marions Augen folgten den seinigen und nun erst hatte sie Gelegenheit, das Antlitz des Chevaliers zu betrachten. Ihr Blick blieb an den Zügen des Edelmanns haften, sie schien betroffen und unfähig, die Ueberraschung, welche dieser Anblick in ihrer Seele bewirkte, zu verbergen. „Herr, Du mein Gott!“ rief sie, aber aus Respekt vor den Anwesenden nur halblaut. Doch war ihnen die Exclamation nicht entgangen, Frau von Warrens und Claude fragten zu gleicher Zeit: „Was hast

Du?“ — „Nichts — ei nichts!“ flüsterte Marion ängstlich und mit einem Ausdrucke, der deutlich sagte, daß sie lüge; auch sah sie sogleich wieder nach dem Chevalier und lispelte: „Das ist — sehr seltsam! sehr!“ Frau von Warrens hielt es nicht für passend, noch einmal nach der Ursache dieser Bewegung zu fragen, vorzüglich, da den Chevalier das Angucken des Mädchens zu geniren schien; sie erneuete demnach ihre Weisung, hinabzugehen und eine Stärkung zu nehmen. „Die gnädige Frau wollen wohl ungestört seyn?“ fragte Claude mit einer Miene, die Herrn von Courtilles auffordern sollte, ebenfalls den Saal zu verlassen, Dieser nahm indeß keine Notiz davon. Marion, Lemaitre und Claude begaben sich hinweg, doch hatte der Chevalier noch keine zehn Worte mit der Hausbesitzerin gewechselt, als der Haushofmeister schon wieder hereintrat, nicht anders, als ob er ein eifersüchtiger Ehemann gewesen wäre, der seine Frau keinen Augenblick mit einem gefährlichen Rival allein lassen will. Der Chevalier schien sehr unangenehm getroffen von dem Wiederkommen des widrigen und vorwitzigen Haushofmeisters. „Da ist der Mann schon wieder, meine Gnädige,“ sprach er, „und ich wollte gerade um die Ehre bitten, Ihnen ein Wort allein zu sagen.“—„Ich will auch um die Ehre bitten,

Ew. Gnaden ein Wort allein zu sagen", sagte Claude=Anet, den Chevalier parodirend. „Aber ich —" wollte Herr von Courtilles einfallen. „Ich muß mit der gnädigen Frau reden", schnitt ihm der Haushofmeister den Faden vorm Munde ab, „ich muß durchaus!" — Erlauben Sie uns eine Minute", bat Frau von Warrens den Chevalier, „Herr Anet hat sich einmal in den Kopf gesetzt, mit mir zu reden und dann darf ich ihm nicht entgegen seyn!" — Sie lächelte gutmüthig und gab dadurch dem Chevalier zu verstehen, daß sie sich über den Mann auf eine feine Weise lustig mache, wenigstens legte es Jener so aus. Er küßte mit galantem Anstande die Hand der Dame und sagte: „Lassen Sie mich nicht zu lange auf das Glück harren, Sie wiederzusehen, Grazie! Sie sind mir noch so viele Antworten schuldig!" Darauf ging er dem Balkon zu.

Kaum befand sich der Haushofmeister mit Frau von Warrens allein, so begann er, ihr Vorwürfe zu machen über ihren ungezügelten Hang zum Wohlthun, ihre Vorliebe für den Chevalier und Gott weiß! was sonst noch. Frau von Warrens besaß einen glücklichen leichten Sinn und jene Gutmüthigkeit, die gewöhnlich mit ihm verbunden ist; sie nahm, was sich ihr darbot, von der besten

Seite, und es konnte sich kein Mensch erinnern, sie jemals durch wirklichen Zorn aufgeregt gesehen zu haben. Die Vorwürfe des Haushofmeisters beantwortete sie anfangs mit einem Lächeln, da ihn dies aber in seiner Epistel zu ermuthigen schien, nahm sie das Wort: „Claude-Anet, wer Dich so reden hörte, müßte glauben, daß Du auf Jeden neidisch bist, dem ich einen freundlichen Blick gönne.“ — „Einen freundlichen Blick?“ entgegnete Anet mit gerunzelter Stirn, „es handelt sich hier wahrhaftig um mehr, als Freundlichkeit! Wenn Sie den Chevalier ansehen, so geschieht dies mit einem Ausdruck — —“ „Halte Dich in Deinen Grenzen, Anet,“ unterbrach ihn die sanfte Herrin, „es ziemt Dir nicht, meine Blicke zu controlliren. Ich nehme Theil an dem Chevalier, wie er es verdient; ich widme ihm die Achtung, welche ich dem Muth und dem Talente schuldig zu seyn glaube.“ — „Achtung?“ begann der Diener, keineswegs eingeschüchtert, „vor einem Menschen, der zu Fuße nach Genf zu wandern im Begriff stand, und den Sie hier aufnahmen, damit Sie ihm mit Logis und Kost unter die Arme griffen? Ein Mann von Talent — und zu Fuß? Das glaub' ein Anderer!“ — „Er ist Philosoph!“ — „Wir haben aber keine Capitalien, um vagabon-

dirende Philosophen zu füttern. Sie haben mir die Kasse anvertraut, Madame, es ist also meine Pflicht, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Fahren wir so fort mit unserer Gastfreundschaft, so werden wir bald zu andern Leuten gehen müssen. Werfen Sie gefälligst ein Auge auf das Ausgabebuch. Da stehen 52 Frs. 12 Sous, in 5 Tagen ausgegeben — das ist zu viel — und das kommt nur von dem sündlichen Wohlthun!" — „Beunruhige Dich nicht, Anet! Soll ich mich wegdrehen, wenn die Leute die Arme nach mir ausstrecken, das ist mir nicht gegeben; ich wollte lieber selber darben! Ich säe gute Saat, Anet, die Dankbarkeit wird mir Früchte bringen." — „O über die Dankbarkeit! Ja, wir haben viel Dankbarkeit gefunden! Ich erinnere Sie nur an Jean Jacques, den Sie auferzogen haben, auferzogen und in Liebe verzogen! Wie hat er's gedankt? Geht an einem schönen Morgen davon, ohne Lebewohl, sieht das Haus, wo ihm so viel Gutes geschehen ist, mit dem Rücken an und denkt nimmer wieder an dasselbe zurück!" — „Armer Rousseau! Das ist auch einer von Denen, die Du mit Eifersucht und Unmuth geplagt hast, bis sie es nicht mehr aushalten konnten." — „Es ist wahr, ich konnte ihn nicht leiden. Hatte ich Unrecht? O freilich, Sie werden mir

nicht Recht geben — nannten Sie ihn doch stets ihren kleinen Lieben — — wollten Mutter von ihm genannt seyn — na, er hat die Zärtlichkeit schnell vergessen, und Ew. Gnaden sind auch geschwind genug getröstet! Wie er aber auch gewesen seyn mag, er war ein Engel gegen dies Filou-Gesicht von Chevalier!" — „Pfui doch, Anet, sprich doch in ehrerbietigen Ausdrücken von solch einem Manne. Wisse, daß er die Aufsätze geschrieben hat, die unter dem Titel: „Briefe des Cato" in Genf ein so ungeheures Aufsehen machen. Er gestand es mir, als er sich überzeugte, daß ich ganz hingerissen davon war." — „Der? Verfasser——? Das ist platterdings unmöglich!" — „Ich sage es Dir, es ist!" — „Und deßhalb setzen Sie Alles zurück — wegen des Menschen, deßwegen stürzen Sie sich in thörichte Ausgaben — deßhalb —." Er wollte noch ein hübsch Weilchen auf die begonnene Weise fortfahren, aber die Geduld der Dame war doch endlich erschöpft. Ohne unwillig zu scheinen, sagte sie mit ziemlicher Bestimmtheit: „Claude-Anet, Du ermüdest mich — geh' hinaus!" — „Hinaus?" wiederholte der Haushofmeister und wurde bald blaß, bald roth, „das heißt mir andeuten, wenn mir die Dinge, wie sie einmal hier sind, nicht gefielen, so stände mir die Thür offen,

um mir eine andere Stelle zu suchen! Das heißt mit andern Worten: „Du bist mir lästig!“ — — Ja so, Madame, das wußt' ich nicht. Ich habe es stets gut gemeint, Madame, und glaubte nie, auf solche Weise scheiden zu müssen. Aber ich kann gehen, denn der Mensch muß sich von Allem trennen können. Ich — werde — Ihnen — nicht mehr — beschwerlich fallen!“ Er zog ein rothkattunenes Taschentuch hervor und trocknete sich die Augen. Da kam Marion mit dem Thee herein; sie hatte es sich nicht nehmen lassen, die gnädige Frau selbst zu bedienen. Während das Mädchen mit Anordnen bei dem Tische beschäftigt war, gewann das weiche Gemüth der Frau von Warrens die Oberhand. Sie ging schweigend zu Claude-Anet und reichte ihm gütig die Hand zum Kusse dar. Er machte von der gegebenen Erlaubniß mit Heftigkeit Gebrauch, und so wurde die Versöhnung zwischen Herrin und Diener geschlossen, ohne daß Marion, die ihnen den Rücken zugekehrt hatte, das Mindeste bemerkte. — Claude-Anet war ganz glücklich, daß er im Hause bleiben konnte; er hatte das innigste Attachement für Frau von Warrens, und er würde zur Verzweiflung gebracht worden seyn, wenn die Angelegenheit eine ernsthafte Wendung genommen hätte. Er ergriff scherzend Marion bei der Hand

und ging mit ihr hinab — dies war etwas ganz Außerordentliches. Frau von Warrens nahm am Theetisch Platz. Sie blieb aber nicht lange ungestört, eine seltsam aussehende Person schlich sich zur Thür herein.

Der Kommende war ein Jüngling mit lebhaften Gesichtszügen und funkelndem Auge, er war mit Staub bedeckt und trug nach Art der Savoyarden ein Bündelchen an einem Stocke, der auf seiner Schulter ruhte. Er stand eine Weile in der geöffneten Thüre und beobachtete Frau von Warrens mit unverkennbarer Zuneigung. Die Dame, sich allein glaubend, sprach mit sich selbst. „Wo mag er seyn, mein lieber, kleiner Jean Jacques?" hob sie an, „Anets Gespräch hat mir sein Bild so recht lebhaft vor die Seele gerufen. Dort war sein Platz beim Theetrinken, mir ist es, als säh ich ihn!" Sie setzte träumend eine Tasse vor den leeren Sessel, welcher dort stand, dann füllte sie langsam und mit Seufzen die ihrige. Der Jüngling schien dies für einen passenden Moment zu halten, sich bemerkbar zu machen, er legte sehr vorsichtig und leise Hut, Stock und Bündel weg und schlich sich, ohne daß Frau von Warrens das Mindeste davon bemerkte, zu dem Platze bei der leeren Tasse. Mit großer Gewandtheit setzte er sich ohne

Geräusch nieder und nahm die Tasse in die Hand. Die Dame war eben beschäftigt, Zucker in ihren Thee zu thun, da sprach der Jüngling mit bittendem und einschmeichelndem Tone: „Nun, Mamachen, soll ich keinen bekommen?“ Frau von Warrens, welche bisher die Augen niedergeschlagen hatte, ließ vor Schreck die dreifache Portion Zucker in ihre Tasse gleiten und blickte auf. Eine freudige Ueberraschung glänzte von ihren Wangen; sie sprang vom Sessel auf und rief: „Wie? Rousseau? Du? ist das möglich?!“ — „Ja, ich bin es selbst, gütige Mutter,“ entgegnete lebhaft Jean Jacques, zu ihr eilend und ihre Hände mit Küssen bedeckend, „ich komme zurück zu Ihnen, nachdem ich weidlich herumgeirrt bin, ich komme zurück wie der verlorne Sohn, ohne Geld, ohne Bagage, aber voll von Liebe und Dankbarkeit!“ — „Armer Junge!“ sagte voll Theilnahme die Dame, 'und strich dem Jüngling sanft über die Stirn; „wie er echauffirt ist! Das heißt wieder gelaufen wie ein Toller!“ — „Im Gegentheil, Mamachen,“ entgegnete Rousseau, „ich habe mir Zeit genommen wie ein suchender Botaniker, ich war 8 Tage unter Weges. — Ach, mir kam Alles bei dem Wandern so schön vor, selbst wenn ich hungrig war und noch nicht recht wußte, was ich eigentlich essen würde. Die

Natur ist reizend in jeder Färbung! Ich bin oft ohne Ziel und Zweck querfeldein gelaufen, blos um stets einen anderen Anblick zu erhaschen. Pflanzen habe ich gesammelt in Masse, und dem Claude-Anet bringe ich ganze Schätze mit. Traf ich eine so recht schattige Eiche, dann machte ich Halt, setzte mich unter dem Laubdach nieder, zu träumen und zwischendurch Pläne für die Zukunft zu machen — Sie wissen, Mamachen, ich mache stets Pläne! — Manchmal nahm ich auch wohl das Erbstück von meinem Großvater hervor, meinen alten, guten Plutarch. Aber hätten Sie mich gestern Abend gesehen, so würde ich ohne tüchtige Ausschelte nicht davongekommen seyn! Ich fand nemlich am Ufer des Flusses einen Kahn, der nur ganz lose angebunden war. Da sprang ich hinein und knüpfte das Seil vollends auf. Mir schien es, daß es nichts Schöneres geben könnte, als zwischen den grünen Ufern das Auge zu dem Himmelszelt empor zu richten. Ich legte mich der Länge nach in dem Kahne nieder, und träumte mich in die zahllosen funkelnden Sterne hinein. Mein Kahn trieb vorwärts und ich befand mich in einem solchen Zustand von Glückseligkeit, daß ich der Gefahren gar nicht dachte, die mir drohten. Ja das schaurige Rauschen von Mühlrädern, die sich feindselig

in meiner Bahn befanden, konnte mich nicht stören!“ — „Herr des Himmels!“ rief Frau von Warrens, den Erzählenden voll Angst unterbrechend, und setzte im Tone des Vorwurfs hinzu: „Du abscheulicher, leichtsinniger Mensch! — „Beruhigen Sie sich, Mamachen,“ entgegnete Rousseau lächelnd, „Gott nimmt die poetischen Träumer in seinen besonderen Schutz. Gute Leute sahen und retteten mich; aber als ich an das Land gebracht wurde, erfuhr ich mit Schrecken, wie weit ich von Ihnen weggekommen war. Mir fiel ein, wann Ihr Namenstag sey, und daß ich an diesem Tage Ihnen einen Kuß zu bringen mich gewöhnt hatte.“ — Frau von Warrens erröthete. — „Da konnte mich nichts mehr aufhalten,“ fuhr der Jüngling, ohne es zu bemerken fort, „weder Pflanzen, noch Ruhestellen unter dem Schatten prachtvoller Eichen, weder mein alter Plutarch noch lockende Ansichten in der Ferne. Ich machte mich auf den Marsch, und da bin ich an Ihrem Namenstage!“ — „Siehst Du wohl, Jean Jacques,“ fiel ihm die Dame, sichtbar geschmeichelt, in die Rede, „daß ich Recht hatte, wenn ich Dir vorwarf, Dich unnöthigerweise echauffirt zu haben!“ — „Unnöthigerweise?“ rief Rousseau, „der Kuß, welchen ich Ihnen bringen muß, — ist der unnöthig? Da nehmen Sie ihn aus

ganzem Herzen und den besten Glückwunsch dazu!“ — So sprechend warf er sich der überraschten Dame in die Arme und drückte einen feurigen Kuß, ehe sie es hindern konnte, auf ihre Lippen. Sie erröthete nun noch viel stärker, als früher, lehnte den Jüngling mit sanfter Schonung von sich ab und sprach: „Jean Jacques — Du mußt mich nicht mehr küssen, Du bist nicht mehr Kind genug für solche Zärtlichkeit! Das schickt sich nicht mehr, Du bist zu groß geworden!“ — „Wie so zu groß?“ fragte lachend Rousseau mit der kindlichsten Unbefangenheit, und sich mit seiner Schulter messend neben die der Dame stellend, bemerkte er, daß sie Beide von gleicher Größe seyen, welches ihm sehr passend dünkte. Frau von Warrens befand sich in einiger Verlegenheit wegen Erörterung dieser Angelegenheit. Sie erkundigte sich, ob er weibliche Bekanntschaften gemacht habe. „Ich habe sehr schöne Mädchen gesehen,“ erzählte er treuherzig. „Mädchen, die mir außerordentlich gefielen. Dann triebs mich, sie anzureden, ihnen einen Reichthum von Gedanken zu erschließen. Aber wenn ich in ihre Nähe kam, versagte mir die Zunge, ich kam mir ungeheuer dumm vor, ich ging schweigend wieder von ihnen und sah ein, daß ich nur im Traume glücklich seyn könnte!“ — „Immer noch Der-

selbe!" flüsterte Frau von Warrens mit Freundlichkeit. „Ja immer noch derselbe linkische Patron!" rief Rousseau, der ihr Wort anders auffaßte, „ich bin zu nichts nütz — mir gelingt nichts — das ist ausgemacht! Wo sollte ich nun hin, als hieher? Hier, wußte ich, schlägt ein Herz, welches das meinige begreift!" — „Du hast wohl gethan!" versetzte die Dame, „und mag die Welt davon sagen, was sie will, da Deine innere Stimme Dich zu mir zurückführt, so betrachte ich dies als höhere Schickung, ich werde Dich niemals verlassen!" — Rousseau warf sich voll Freuden auf ihre Hand und strömte über in Dankbarkeit, wie es allen sanguinischen Charakteren, die der Moment auf das Lebhafteste anregt, eigen ist. „Wie gut sind Sie! wie unbeschreiblich gut!" rief er, „jetzt schätze ich Das erst in seinem ganzen Umfang, da ich aus Noth zu dienen gezwungen gewesen bin!" — „Zu dienen —" wollte Frau von Warrens ihn unterbrechen, aber der hereintretende Haushofmeister machte dem Gespräche ein Ende.

Man kann sich das Erstaunen von Claude-Anet denken, als er sah, wer sich bei Frau von Warrens befand. Er schlug die Hände zusammen und exclamirte, Rousseau von oben bis unten betrachtend: „Nein, es ist nicht möglich! Ist Der wieder da! Der

Kleine! — Na, ist wieder Einer mehr!" — Rousseau reichte ihm die Hand hin, sprechend: „Macht denn meine Wiederkehr Dir nicht ein Bißchen Freude?" — Der Haushofmeister zögerte ein Weilchen, aber dann schlug er ein: „Ja," sprach er mit einer gewissen Selbstüberwindung, „ich freue mich Ihres Wiederkommens, Herr Jean Jacques, sey es auch nur, weil Sie gewiß mir beistehen werden gegen den Windbeutel von —". Er unterbrach sich, weil ein ernster Blick der Gebieterin ihm zu schweigen befahl. „Gegen welchen Windbeutel?" fragte Rousseau neugierig. Aber ein gegen den Haushofmeister gerichtetes „Claude!" von Seiten der Dame machte es diesem unmöglich, Rousseau's Neugier zu befriedigen, obgleich er große Lust dazu hatte. Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, wünschte Frau von Warrens, daß Rousseau noch mehr von seiner Reise erzählen möchte. „Ja, thun Sie das," schloß sich der Haushofmeister ihr an, „sagen Sie uns, was Sie unterweges gesehen und gelernt haben." — „Ich habe viele Menschen gesehen," entgegnete Rousseau, „die mir Alle nicht so gut gefielen, als die Bewohner dieses freundlichen Hauses, und also die letzten noch mehr lieben gelernt. O, wie oft dachte ich hieher zurück! An unsere kleinen Spazirgänge,

unsere Concerte . . . in Turin, wenn der Zufall mir nur etwas Geld in die Hände gespielt hatte, besuchte ich die Oper. Sie wissen ja, gütige Mutter, wie leidenschaftlich ich die Musik liebe — und ich habe Talent dazu, ganz gewiß! Nach einer solchen Opern-Aufführung war ich umgeben von Sang und Klang die ganze Nacht hindurch. Mir träumte Musik, ich wachte auf und dachte Musik. Ich mußte dichten und komponiren! Ich glaube, ich hätte gedichtet und komponirt, und wenn es bei Todesstrafe verboten gewesen wäre! Da habe ich denn eine Romanze gemacht, Mamachen, die kann sich sehen lassen. Ja, ja, hören Sie nur die erste Strophe, dann werden Sie nicht mehr so ungläubig lächeln." Er sang mit glühenden Wangen:

"Que le jour me dure,
Passé loin de toi!
Toute la nature
N'est plus rien pour moi!"

Frau von Warrens lächelte und meinte, daß er immer noch der lebhafte und eitle Jüngling sey, der von hier auswanderte. "Ja," bestätigte Claude-Anet mit einer Präceptor-Miene, "eitel ist er immer gewesen, sehr eitel!" — Rousseau wurde nachdenkend. Er blickte ein Weilchen seine Fingerspitzen an, dann sprach er mit einem Ernste, der seinen

Jahren widersprach: „Eitel bin ich, es ist wahr. Ich fühle mich sogleich getroffen, wenn man mir mit gutem Grund Vorwürfe macht. Ich bin sogar oft verblendet durch Eitelkeit! Sie tödtet die bessere Stimme in mir und macht mich fähig, Böses zu thun. Ich habe mich wirklich in dieser Hinsicht anzuklagen — mein Bewußtseyn ist nicht ohne Flecken!" — Frau von Warrens versuchte in ihrer liebevollen Weise, die Trübseligkeit, die sich des Jünglings zu bemächtigen schien, wegzuscheuchen, aber er hatte einen Gedankenquell eröffnet, der in der Stille ausströmen mußte. Er hörte nicht auf die Beruhigungen, sondern fuhr mit gesenktem Auge fort: „Es drückt doch ein wenig! — Ja, die Phantasie darf auch mit dem kleinsten Unrecht nicht belastet seyn, ein solches Bild mischt sich störend unter die freundlichen, welche die Vergangenheit darbietet, es gleicht einem falschen Ton in grandiosem Orchester-Accorde. Das feine Ohr hört ihn doch hervor! Das arme kleine Mädchen!" — Frau von Warrens wünschte, über die Ursache dieser Bemerkungen etwas Näheres zu erfahren, und auch Herr Claude-Anet spitzte sein Ohr; aber Rousseau sprang im Nu, wie es sanguinischen Temperamenten zu ergehen pflegt, von dem ernsthaften Capitel weg, und war auch dann nicht leicht wieder auf

dasselbe zurückzuführen. „Lassen wir Das!“ rief er mit der ganzen früheren Heiterkeit in seinen Zügen, „es wäre Thorheit, die erste halbe Stunde, die wir Drei wieder zusammen verbringen, durch Lamentationen zu trüben. Wir Drei sind ein Kleeblatt. Mamachen als Hauptblatt hält die Mitte, und Claude und ich sind die beiden Seitenblätter!“ — „Ein recht hübscher Vergleich!“ nahm der Haushofmeister das Wort, „aber es gibt Exempel von vierblättrigen — —“. Frau von Warrens unterbrach ihn mit einem bedeutenden Blicke und einer Bewegung der Hand. „Ich sage nichts,“ rief Claude schnell, „nicht ein Sterbenswörtchen! Das ist ja doch eine alte Wahrheit, daß es vierblättrige Kleeblätter gibt!“ — Frau von Warrens dachte jetzt erst daran, Rousseau zu erinnern, sein Zimmer aufzusuchen, um die nothwendige Toilette zu machen. Die Freude des Wiedersehens hatte den Anstand in den Hintergrund geschoben. Jetzt, da man bereits etwas ruhiger zu werden begann, trat er bei der feinen Frau wieder hervor. „Du bist so staubig, Jean Jacques,“ sprach sie lächelnd, „daß Du mir Alles beschmutzest, was mit Dir in Berührung kommt. Reinige Dich, Claude soll Dir frische Wäsche geben, dann komm' wieder und trinke den Thee mit mir.“ Rousseau küßte ihr ehrfurchts-

voll die Hand, nahm Stock und Bündel auf und ging mit dem Haushofmeister, der heut bei weitem mehr guten Willen gegen den Jüngling zu hegen schien, hinaus. Frau von Warrens trat sogleich vor den Pfeilerspiegel und prüfte mit einiger Aengstlichkeit ihre weiße Robe. Es war ihr der Gedanke gekommen, daß Jean Jacques's stürmische Umarmung derselben einen Theil des Staubes, der den Wanderer bedeckte, mitgetheilt haben könnte, und sie würde dann genöthigt gewesen seyn, ebenfalls das Kleid zu wechseln. Die Umarmung war aber glücklich abgegangen, und kein Verräther an ihrer Toilette zu bemerken. Nun überließ sie sich mit voller Seele dem stillen Vergnügen, welches gute Menschen stets empfinden, sobald sie lang vermißte, theure Personen wieder bei sich sehen.

Es dauerte nicht lang, so kam Rousseau ganz nett und zierlich gekleidet, wie es Frau von Warrens gewünscht hatte, wieder. Claude-Anet schien in der That eifersüchtig auf das Aussehen des Jünglings. Die Dame aber lächelte ihm freundlich entgegen; es ist dem weiblichen Geschlechte eigen, daß es Lieblinge gern so geschmackvoll wie möglich gekleidet sieht. Sie reichte Jean Jacques die Hand, wozu der Haushofmeister neuerdings etwas scheel sah, und sagte: „Setze Dich auf Deine alte

Stelle, Rousseau, Du hast sie seit vielen Wochen nicht eingenommen, und bist gewiß tüchtig hungrig!“ — „Die Wahrheit zu sagen“, entgegnete der Jüngling, „ja, ich habe wenig genossen, und was ich unter fremden Leuten genossen habe, schmeckte mir nicht.“ — „Sieh, sieh!“ warf Claude nicht ohne Bosheit ein, „nun wissen wir ja auf einmal, warum es dem jungen Herrn in der Fremde nicht behagt hat! Wir dachten immer, wenn er in die Welt käme, er würde sich in dem Treiben gefallen — aber es schmeckte ihm dort das Essen nicht!“ — „Ich hatte große Plane auf das großstädtische Leben gebaut“, nahm der Jüngling das Wort, „ach, ich kannte es nicht! Ich wußte nicht, wie viel Falschheit, Undankbarkeit und niedrige Gesinnung da hause, wo der Luxus die Herzen verderbt hat. Man muß sich stets darauf gefaßt machen, sich von Feinden umgeben zu sehen!“ — Er blickte düster auf die Tasse und Frau von Warrens füllte sie schnell. Für einen Augenblick schien Durst und Hunger seinen Idee'ngang zu unterbrechen, aber kaum hatte er einige Bissen genossen, so flammte sein lebhafter Geist empor. Die wohlwollende Hausfrau unterbrach ihn, damit er sich Zeit lassen möchte, zu essen und zu trinken, aber das, was sie sprach, bewirkte das Gegentheil von Dem, was es

bewirken wollte. Sie sagte nemlich, lächelnd und mit dem Finger drohend: „Feinde, Jean Jacques? Du siehst Feinde und Verfolger überall — Dein Mißtrauen läßt sie Dich sehen!“ Rousseau setzte geschwind die Tasse nieder und legte das Butterschnittchen aus der Hand. „Es ist wahr“, entgegnete er mit Feuer, „ich mag mich zuweilen täuschen, aber darin täusche ich mich nicht, daß in der großen Welt der gutmüthige Schwache ein Spielball von Ränken wird, und daß der dreiste Frevler der Erringung seines Zieles gewiß ist. Mißbrauch der Herrschaft ist an der Tagesordnung, und auf der anderen Seite Knechtschaft, Sclaverei!“ — Der Haushofmeister, welcher gern sein Scherflein beitrug, wenn es ernsthaften Dingen galt, nahm eine sehr kenntnißreiche Miene an und sprach kopfschüttelnd: „Bah! So arg kann es doch nicht seyn! Wozu wären denn die Gesetze da?“ — „Laß mich ungeschoren mit den Gesetzen!“ rief der Jüngling und seine Augen funkelten, „sie sind blos da zum Nutzen für Diejenigen, welche sie umgehen oder keck darüber wegzuspringen wissen. Alles das ist alt — verbraucht — für andere Zeiten, für andere Menschen geschaffen; es bedarf einer totalen Umgestaltung!“ — „Hörst Du den jungen Philosophen?“ scherzte Frau von Warrens, „Jean Jacques, Du

solltest Rathschläge dazu an die Hand geben!" Jean Jacques erwiderte mit einem gewissen Bewußtseyn: „Warum nicht? Meine Rathschläge würden vielleicht gesunde Idee'n enthalten. Es dürfte besser um die Welt stehen, wenn man auf Rathschläge von jungen Denkern achtete, bei ihnen hat die Selbstsucht noch nicht das Gefühl abgestumpft." Der Haushofmeister rümpfte die Nase. „Der junge Rousseau will zum Besten der Welt Rath ertheilen — sieh, sieh!" sprach er spottend und setzte fragend hinzu: „Wem soll denn eigentlich der gute Rath ertheilt werden?" Jean Jacques befand sich in solchem Eifer, daß er keiner Raillerie achtete; er antwortete ganz ernsthaft: „Wem? Allen! Denen, die regieren und Denen, die regiert werden." Claude-Anet lachte. „Du würdest nicht lachen, Anet", bemerkte Rousseau mit der Ruhe, welche geistige Ueberlegenheit gewährt, „wenn Du gelesen hättest, was ich bereits über diesen Gegenstand geschrieben habe." Frau von Warrens konnte sich jetzt nicht enthalten, in das Haushofmeisters Lachen einzustimmen. „Siehst Du wohl", sprach sie zu Diesem gewendet, „unser kleiner Jean Jacques ist bereits Schriftsteller geworden!" Claude-Anet, durch diese Worte ermuntert, fragte, ob denn das Geschriebene nicht zum Vortheil der Welt im

Druck erscheinen würde. „Das ist bereits geschehen!“ rief Rousseau mit Selbstgefühl. Der Haushofmeister riß staunend die Augen auf, auch Frau von Warrens zeigte sich höchlich überrascht. Aber der Jüngling schien sich still über seine Aufwallung Vorwürfe zu machen. „Ich meinte“, verbesserte er sich, „daß es nun vielleicht geschehen seyn könnte — was ich schrieb — — ist — —“; er erröthete bis an die Ohren, die Lüge war ihm unmöglich, er schwieg. „Vielleicht — vielleicht!“ rief der Haushofmeister, „man hat sich einen Spaß mit ihm gemacht!“ — „Und was hast Du denn geschrieben?“ fragte die Hausfrau, Rousseau's Tasse von Neuem füllend, und ihn mit einer Handbewegung einladend, zu trinken. „Ich habe geschrieben über Das, was ich sah, und was mir mißfiel“, erwiderte Rousseau, ohne seine Tasse anzurühren, „beim Himmel, wenn man an die Menschen des Plutarch gewöhnt ist, dann müssen Einen Die in Genf zornig machen. Ich kann nicht sehen, daß das Volk in den Tag hineinlebt, ohne zu denken. Mir kam es vor, daß ich Energie genug besäße, ihm die geistigen Augen zu öffnen.“ — „Aber dabei kann man sich die Finger verbrennen!“ meinte Claude-Anet. Rousseau's Stirn leuchtete in Begeisterung, Blitze zuckten aus den Augen. „Mir fehlt

der Muth nicht", rief er, „Schmerzen und Gefahr zu trotzen!" — „Wie Mutius Scaevola?" fragte Frau von Warrens. „Wie Mutius Scaevola", bestätigte der Jüngling. „Ei, Feuer thut weh!" bemerkte der Haushofmeister. „Für die Freiheit, leg ich meine Hand hinein!" rief Jean Jacques. „Du wirst Dich wohl besinnen, mein Kind", nahm die Hausfrau das Wort, „dergleichen erscheint einer exaltirten Phantasie anders, als es in der Wirklichkeit ist!" — „Zweifeln Sie an meinem Muthe?" rief Rousseau hastig, „Sie müssen überzeugt seyn, daß ich vollbringe, was ich zu vollbringen mich unterwinde! Es lebe die Freiheit!" Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so hielt er zwei Finger in die brennende Spiritus-Flamme unter der Theemaschine, ohne auch nur eine Spur von schmerzhaftem Gefühl zu verrathen. Frau von Warrens schrie laut auf und riß die Theemaschine zu sich herüber, aber der Jüngling trug bereits ein paar tüchtige Blasen durch seine Thorheit davon. Claude-Anet konnte solchen Unsinn gar nicht begreifen.

Um Herrn von Courtilles hatte sich während dessen Niemand bekümmert. Es war dies übrigens nicht auffallend. Auf dem Gute der Frau von Warrens herrschte der zwangloseste Ton: Jeder kam und ging, wie es ihm eben beliebte. Der Chevalier

hatte eine kleine Promenade gemacht und war auf dem Rückwege mit dem Boten zusammengetroffen, welcher die Genfer Zeitungen abzuliefern pflegte. Er bemächtigte sich sogleich der Blätter und schien ein besonderes Interesse zu haben, sie selbst in Frau von Warrens Hände zu legen. Wenn es nur möglich war, wich er einer Begegnung mit Lemaitre und Marion aus; sowohl der Ton, welcher einmal angenommen war, als auch die geräumige Lokalität der Besitzung machten dies leicht. Es kränkte jedoch seine Eitelkeit nicht wenig, daß die Hausbesitzerin wegen einer Zwiesprache mit dem Haushofmeister, den er schlechterdings nicht anders als einen Bedienten betrachten konnte, ihn so lange fern hielt. Die Zeitungen gaben ihm aber jetzt eine gute Gelegenheit, sein Exil zu beendigen. Er begab sich demnach ohne Verzug nach dem Saale, wo er Frau von Warrens und Claude-Anet verlassen hatte, und war nicht wenig erstaunt über die Anwesenheit Rousseau's. „Sieh da, ein kleiner Fremdling?!" rief er, Frau von Warrens mit einer Frage in den Zügen anblickend. Jean Jacques blieb nicht gern etwas schuldig. Er nahm einen ähnlichen Gesichtsausdruck an und sprach, gegen die Dame des Hauses gewendet: „Sieh da, ein großer Unbekannter?!" Der Haushofmeister

freute sich sehr über diese Replik; er rieb vergnügt die Hände, dann ging er leise zu Rousseau hin und flüsterte ihm in's Ohr: „Das ist das schöne vierte Blatt am Klee!“ Frau von Warrens legte sich in's Mittel. Sie ergriff Rousseau's Hand und stellte ihn dem Chevalier mit den Worten vor: „Herr von Courtilles, ich freue mich, Ihnen diesen Jüngling zeigen zu können, er wurde hier erzogen.“ — Der Chevalier gab sich airs, er versenkte sein Kinn in die dicke Halsbinde, blinzelte vornehm und sagte mit Nachlässigkeit: „So? Ah! Ich errathe — der junge Monsieur Jean Jacques, von welchem Lemaitre erzählte — ist mir ein Vergnügen.“ Rousseau würdigte den Sprechenden nicht einmal einer Verbeugung, er drehte sich von ihm weg und lachte über die geckenhafte Tournure. Claude wartete sehnsüchtig darauf, daß der dreiste Jüngling dem widerwärtigen Narren wieder eins versetzen möchte. Frau von Warrens schien dies zu befürchten, sie beeilte sich daher, ihrem Zögling eine vortheilhafte Meinung von dem Chevalier beizubringen. Sie kehrte Jenen mit sanfter Gewalt wieder gegen Courtilles und sprach: „Jean Jacques, es wird Dich freuen, zu hören, daß Du in dem Herrn einen ausgezeichneten Denker kennen lernst, einen Schriftsteller, der mit der Schärfe seines Ur-

theils, mit seiner geistvollen und tiefempfundenen Darstellungsweise das größte Aufsehen erregt.“ Rousseau warf einen so scharfen Blick auf das Gesicht des Gepriesenen, daß Dieser etwas außer Fassung gebracht schien. „Wo sind denn die Aufsätze des Herrn zu lesen?“ fragte Jean Jacques in einem gedehnten Tone, der nicht undeutlich seinen Zweifel an der geistigen Capacität des Edelmanns zu erkennen gab. „In der Genfer Zeitung,“ erwiderte Frau von Warrens; und ein wichtiges Kopfnicken des Chevaliers bestätigte diesen Ausspruch. „In der Genfer Zeitung?“ wiederholte Rousseau schnell und mit Verwunderung, und sich dem Herrn von Courtilles nähernd, setzte er forschend hinzu: „Welche Artikel, wenn man fragen darf? Was behandeln sie? Unter welchem Namen?“ — Der Chevalier lächelte geheimnißvoll und erwiderte in sichtbarer Geringschätzung des Fragenden: „Dergleichen bindet man nicht aller Welt auf die Nase. Uebrigens habe ich so eben die letzten Nummern empfangen.“ Er zog die dem Boten abgenommenen Blätter aus der Tasche. Eine plötzliche Röthe der Ueberraschung flog über Rousseau's Gesicht. Er griff hastiger, als es wohl die Höflichkeit zuließ, nach den Zeitungsblättern und wünschte sie durchzusehen. Der Chevalier entzog sie ihm und

verwies ihm auf eine bittere Weise die Voreiligkeit. „Mein junger Freund,“ sprach er, den Jüngling verächtlich messend, „mischen Sie sich nicht in Dinge, die weit über Ihrem Gesichtskreise liegen. Wenn ich nicht irre, so ward Ihnen von ihrem Vater eine Geschäftsthätigkeit angewiesen, die ganz passend für Sie ist. Ihr Vater war Uhrmacher und Sie haben gewiß von seiner Geschicklichkeit profitirt. Während Madame und ich die Zeitungen mustern, will ich Ihnen zu thun geben. Meine Uhr retardirt seit einigen Tagen bedeutend, sie hat ein sehr sensibles Werk, sehen Sie doch nach, wo es eigentlich fehlt, und sagen Sie es mir.“ Er begann mit feierlicher Miene, die Uhr aus der Tasche zu ziehen. Claude-Anet spitzte die Ohren, ob er denn auch jetzt noch nicht abgetrumpft werden würde, aber Rousseau blieb still. Dies brachte den Haushofmeister auf. Der Chevalier reichte mit vornehmem Anstande die Uhr dar. „Ich soll sie prüfen? so?“ fragte Jean Jacques mit hochrothen Wangen und funkelnden Augen, „lassen Sie einmal sehen!“ Er nahm die Uhr, öffnete sie bis auf's Werk, sah hinein, hielt sie an das Ohr und ließ sie plötzlich über die Schulter hinab auf den Boden fallen. Das zerbrochene Glas und die herumliegenden Zeiger bewiesen, daß der Fall keines-

weges sanft gewesen war. Der Chevalier und Frau von Warrens ließen einen Ruf des Schreckens hören, auch Claude-Anet blieb nicht still, aber seine Exclamation trug mehr den Charakter freudiger als unangenehmer Ueberraschung. Herr von Courtilles raffte mit pantomimischem Zorn über Rousseau die Trümmer der Uhr auf und bemerkte, daß sie ganz zerbrochen sey. „Ist sie ganz zerbrochen?“ fragte der Haushofmeister boshaft. „Ich muß um Entschuldigung bitten,“ sprach Jean Jacques kalt, „wenn man sich, wie ich, lange gewöhnt, andere Dinge zu thun, werden Einem die Griffe des Handwerks fremd.“ — „Aber ganz zerbrochen!“ klagte der Chevalier. Der Haushofmeister drehte sich auf einem Beine herum. Frau von Warrens machte Jean Jacques sanfte Vorwürfe. „Es ist eine beispiellose Ungeschicklichkeit!“ rief Herr von Courtilles, welchem die Mäßigung der Dame keine Genugthuung zu gewähren schien. „Das Beispiellose ist einmal an der Tagesordnung,“ entgegnete Rousseau bitter, „Arroganz, Hochmuth — Alles ist beispiellos! Warum soll meine Ungeschicklichkeit eine Ausnahme machen?“ — „Bravo!“ flüsterte Claude-Anet. „Wenn mich die Achtung vor der Gegenwart der Dame nicht zurückhielte — —,“ versicherte der Edelmann. Rousseau lachte und

fand in dem Haushofmeister ein getreues Echo. Frau von Warrens wollte gern beschwichtigen. Sie erbat sich den Arm des Chevaliers und wünschte, in den Park geführt zu werden, um dort in Ruhe die Genfer Neuigkeiten zu erfahren. Ein so schmeichelhafter Vorschlag schien den Zorn des Edelmanns in Etwas zu dämpfen. Dies bemerkend, sprach die Dame: „Kommen Sie, Chevalier, ich bin außerordentlich begierig, was Cato, der Censor, sagt!“ — „Cato, der Censor?“ fragte Rousseau. Frau von Warrens näherte sich seinem Ohr und flüsterte: „Du bist ein schadenfroher Eulenspiegel, Jean Jacques, aber bedenke, daß Niemand kleine Bosheiten mehr tadelt als ich. Ich bin mit Dir gar nicht zufrieden!“ Sie ging mit dem Chevalier, der sich an ihrer Seite brüstete und Rousseau noch einen stolzen Blick zuwarf, hinaus. In jedem anderen Augenblicke hätte ein Ausschelten, von Seiten der geliebten Wohlthäterin, des Letzten ganzes Seyn mit einer schmerzhaften Empfindung durchdrungen. Jetzt aber schien sein Geist ganz von den angekommenen Zeitungsblättern und von Cato, dem Censor, in Anspruch genommen.

„Ich kann es nicht begreifen“, sagte Jean Jacques zu dem Haushofmeister, der sich ihm seit dem Streiche mit der Uhr ausnehmend freundlich

bewies, „welch besonderes Interesse man hier an den neusten Nummern der Genfer Zeitung nimmt!“ — „Wegen der Briefe“, erklärte ihm Claude, „fameuse Briefe von dem Cato.“ — „Diese Briefe haben hier Aufsehen erregt? haben gefallen?“ fragte der Jüngling gespannt. „Der gnädigen Frau ausnehmend, weil sie von ihm sind! — „Von ihm? Von wem?“ — „Von ihm, von ihm — dem langen Gecken mit der dicken Halsbinde!“ — Rousseau brach in ein Gelächter aus, er schien gar zu gern reden zu wollen, aber er hielt sich gewaltsam zurück. „Also Mama ist zufrieden mit den Aufsätzen?“ fragte er nach einer kleinen Pause, während sich großes Vergnügen in seinem Gesichte abspiegelte. „Es ist unbegreiflich“, entgegnete Claude, dessen Züge das Gegentheil aussprachen, „es ist ganz unbegreiflich! Solch fades, schlechtes Zeug!“ — Rousseau schreckte durch und durch zusammen. „Ich kenne zwar nichts davon“, fuhr der Haushofmeister in vollem Eifer fort, „aber es ist genug, wenn ich höre, daß sie in dem fatalen Kopfe ausgeheckt worden sind. Wie ich sage, dummes Zeug!“ — Jean Jacques ging nachdenkend zum Fenster und flüsterte unterwegs: „Wenn dem also wäre?!“ — „Frau von Warrens ist verblendet“, spann der Haushofmeister seinen Redefaden

weiter, „sonst würde sie dieselbe Ansicht hegen!“ Er folgte Rousseau nach und sagte vertraulich: „Herr Jean Jacques, Sie sind der rechte Mann dazu, ihr die Augen zu öffnen. Geben sie ihr zu erkennen, daß Sie die Briefe gelesen haben, nennen Sie sie albern — trival — das wird Eindruck machen!“ — „Du hast einen höllischen Zahn auf den Verfasser“, lächelte Rousseau, „und gleichst auf ein Haar gewissen Recensenten, die am ärgsten über die Werke schimpfen, welche sie gar nicht kennen!“ — „Ja, ich habe einen Zahn auf diesen Chevalier“, erwiderte der Haushofmeister, und seine Backen wurden hochroth vor Zorn, „einen Zahn, wie ein Eber, nein der ist noch zu klein, wie ein Elephant! Seit der Mensch im Hause ist, bin ich nur noch halb am Leben! Ich esse nicht mehr, ich trinke nicht mehr, wie andere vernünftige Leute — ich schlinge Alles hinunter mit Wuth! Das Botanisiren macht mir keine Freude mehr — ich muß Zeuge seyn, wie der Schmarotzer auf Küche und Keller losarbeitet — nun, es möchte noch hingehen, es gibt andere Personen im Hause, deren Kinnbacken auch etwas leisten können — aber daß er die gnädige Frau mit Augen ansieht — oh, mit Augen — —“. „Womit soll er sie denn sonst ansehen, als mit den Augen?“ spottete Rousseau.

„Sie verstehen das nicht, junger Herr", bedeutete ihn der Haushofmeister, solche Augen nennt man Cour schneiden, verliebte Grimassen machen!" — „Sollte er wirklich wagen?" — „Ja, Der wagt Alles, er wird ihr von Liebe was vorschwören, er wird bitten und betteln, bis — sie ihm ein Jawort gibt." — Rousseau schüttelte ungläubig mit dem Kopfe und meinte, dergleichen sey unmöglich. „Dergleichen ist gar nicht unmöglich", rief Claude-Anet hastig, „die gnädige Frau ist bei allen vortrefflichen Eigenschaften doch immer, bei Lichte besehen, ein Frauenzimmer, leicht aufzuregen, mit einem Herzen, das stets lauter redet, als der Kopf, ein, ein — — kurz, ein Frauenzimmer, wissen Sie, was das sagen will?" — Rousseau entgegnete, daß ihm dies nach gerade anfange, klar zu werden. Er wurde ein wenig nachdenkend, es war, als ob er sich bestrebte, gewisse Ahnungen in seinem Innern zu klaren Begriffen zu erheben. Der Haushofmeister, welcher dachte, Rousseau stelle Betrachtungen an über das Verhältniß der Dame zum Chevalier, ließ ihm vollkommen Ruhe, so daß Beide ein Weilchen schweigend neben einander standen. Endlich erwachte Jean Jacques aus seinem Traume und mehr zu sich selbst als zu Claude sagte er: „Frau von Warrens könnte! O Himmel,

meine Seele hat nie daran gedacht!" Der Haushofmeister schien sehr erstaunt über diese Aeußerung, aber zugleich angenehm überrascht. „Wie", rief er, den Jüngling bei der Hand fassend, „wenn Sie der gnädigen Frau gegenüber standen, wären Ihnen ähnliche Gedanken niemals in den Kopf gekommen?" — „Niemals", erwiderte Rousseau, und sein klares Auge schaute gerade und fest in das des Fragenden, „was ich für Frau von Warrens empfand, war ganz anderer Art. Ich liebte sie stets, wie eine Mutter — wie eine Schwester." — „Wahrhaftig?" rief Claude-Anet, „und ich — der ich stets glaubte — ach, wie habe ich Ihnen Unrecht gethan!" Er drückte Rousseau's Hand so kräftig, daß dieser, da es gerade die verbrannte war, schmerzhaft zuckte; zu einem Schrei war er nicht weibisch genug. Der Haushofmeister ließ ihn jetzt los, aber seine freudig bewegte Brust hatte sich noch nicht genugsam ausgesprochen. Er schlug sich vor die Stirn, exclamirend: „Was für ein Thor war ich in meiner Eifersucht!" — welches zur Folge hatte, daß Jean Jacques seine Verwunderung über diese räthselhafte Stimmung zu erkennen gab. „Lassen wir das gut seyn!" rief der Haushofmeister, „ich sehe jetzt ein, daß Sie ein vortrefflicher Jüngling sind, ein kluger und gutherziger Knabe,

den ich nur zu lange verkannt habe. Halten Sie nur mit mir Partei und helfen Sie mir, den abscheulichen Gecken aus dem Hause bringen!" Ein Erfahrner, der in Herzensverhältnisse eingeweiht ward, an Rousseau's Stelle, hätte die Bemerkung machen müssen, daß der Haushofmeister gerade von solchen Gedanken, wie er sie dem Jüngling zur Last legen wollte, selbst nicht frei geblieben zu seyn schien; aber das arglose Gemüth Rousseau's hielt sich von jedem Verdachte der Art fern, auch ließ die Stellung Claude's im Hause wohl nicht leicht eine ähnliche Voraussetzung aufkommen, am wenigsten aber bei einem jungen Manne, dem das Leben von dieser Seite beinah gänzlich Geheimniß geblieben war. Ein Geräusch mit Tassen bewirkte, daß die am Fenster Stehenden sich plötzlich umsahen. Es war Marion, welche von Frau von Warrens im Vorübergehen die Weisung erhalten hatte, das Theegeschirr wegzuräumen. Sie hielt gerade eine Untertasse zwischen den Fingern, als ihr Auge dem Blicke Rousseau's begegnete. „Marion!" rief der Jüngling auf das Höchste erstaunt; das Mädchen vergaß vor Schreck, daß sie etwas Zerbrechliches in der Hand hatte, sie öffnete die Finger und die Untertasse lag in zwei Stücke gebrochen auf den Dielen. „Herr Rouss — — eau — —!"

rief sie stockend, so bewegte sie der Doppelanblick: von Jean Jacques und der zerbrochenen Tasse. „Sie kennen die Marion?“ fragte der Haushofmeister den Jüngling, und nahm vor der Hand von dem durch das Wiedersehen Beider verursachten Schaden keine Notiz. „Ob ich sie kenne!“ entgegnete Rousseau und reichte dem kleinen Landmädchen treuherzig die Hand. „Nun, dann redet Euch mit einander aus“, sprach freundlich der Haushofmeister, und las die zerbrochenen Stücke der Tasse vom Boden auf, „wir wollen dies aus den Augen bringen. Wo so viel d'rauf geht, kann solche Kleinigkeit nicht in Betracht kommen!“ Er steckte die Zeugen von Marion's Ungeschicklichkeit in die Tasche und fragte, wo der — Chevalier wäre. Marion erzählte, daß eine Menge Leute angekommen seyen, und daß sich Herr Lemaitre mit dem Chevalier in den großen Gartenpavillon begeben habe. „Dieser Herr Chevalier sieht meinem Vetter ähnlich, wie ein Ei dem andern“, setzte sie hinzu, „wenn er Puderbeutel und Kamm trüge, so würde ich gleich ganz bekannt mit ihm thun!“ Der Haushofmeister überhörte diese Bemerkung, weil sein Geist sich mit dem Anfang ihrer Rede beschäftigte. „Eine Menge Leute?“ rief er kopfschüttelnd, „was soll das wieder bedeuten? Ich

würde mich nicht wundern, wenn ein Bataillon Schweizergarde sich hier einquartirte, wir halten offnes Haus und offnen Tisch!“ Die Neugier trieb ihn hinab.

Jean Jacques's Haltung wurde auffallend verlegen, als er sich mit Marion allein befand. Das Mädchen im Gegentheile fragte ihn in voller Unbefangenheit, wie er hieher käme. „Dieser Ort,“ entgegnete der Jüngling, „ist gewissermaßen meine Heimath. Viel eher könnte ich mich verwundern, daß ich Dich hier antreffe.“ — „Du großer Gott,“ nahm Marion mit schmerzlicher Geberde das Wort, „mußte ich denn nicht Genf verlassen? Bei wem hätte ich wohl einen Dienst gefunden, nachdem ich aus einer Familie beschimpft entfernt worden bin — des Diebstahls beschuldigt — ich — so rein, wie die Sonne am Himmel! Und kein Mensch, der meine Vertheidigung übernahm — Keiner! Selbst Sie, Herr Rousseau, nicht!“ Es lag ein rührender Vorwurf in den letzten Worten; sie warf einen schmerzvollen Blick auf den Jüngling, dann besah sie ihr Schürzchen und ein paar Tropfen fielen darauf aus ihren Augen nieder. Jean Jacques schien in sehr peinlicher Stimmung, er trat dem Mädchen näher und sprach stockend: „Marion — Du hast Recht — es wäre meine Pflicht gewesen,

Dich zu vertreten — ich — ich — habe sehr tadelnswerth gehandelt!“ — „Ei, Herr Rousseau,“ antwortete sanft das Mädchen, „so habe ich es nicht gemeint. Fordern kann ich von Ihnen eine Vertheidigung nicht, es wäre sehr gütig gewesen, wenn Sie sich meiner angenommen hätten! Wer würde sich herausnehmen, Sie zu tadeln; Derjenige mag sich selbst bestrafen, welcher Schuld an meinem Unglück ist; Derjenige, welcher das Band gestohlen hat und vielleicht Zeuge war, wie man mich quälte wegen einer That, die er begangen!“ — Des Jünglings Brust wogte, alle Farbe war von seinen Wangen entflohen. Er biß ein Weilchen die Lippen zusammen und schien mit sich nicht einig, was er sagen sollte. Endlich hob er kleinlaut an: „Verdamme nicht zu hastig, gute, arme Marion! Der Dieb war vielleicht noch mehr zu beklagen, als Du! — Wenn er nun Zeuge Deiner Leiden gewesen wäre — wenn er sie selbst schmerzhaft mit empfunden hätte, diese Leiden, und es wäre ihm doch unmöglich gewesen, sich als schuldig zu bekennen? Wenn falsche Schaam — Eitelkeit seine Zunge gefesselt hielten in dem Augenblicke, wo er das verhängnißvolle Wort aussprechen wollte? O, ich bin dessen gewiß, Marion, wenn es kein verhärteter Bösewicht ist, so wird sein Gewissen Dich empfindlich rächen! Es wird

ihn stets mahnen an diese Scenen — — es wird ihm keine Ruhe gönnen — oh, könnte ich das Alles ungeschehen machen, Marion!" — „Sie?!" rief das Mädchen erstaunt, „und sagten Sie nicht, Sie glaubten es in meinen Händen gesehen zu haben? Sie haben es auch gewiß geglaubt — denn Sie sind einer solchen abscheulichen Lüge unfähig!" — Des Jünglings Glieder bebten, er schwieg. Marion trocknete ihre Augen. Plötzlich schien ein Entschluß in ihm aufzusteigen, dessen Ausführung seine ganze Willenskraft in Anspruch nahm. Er kämpfte sichtbar gegen Alles, was sich seinem Vorhaben widersetzen wollte; die blassen Wangen färbten sich plötzlich mit dem Purpur der Schaam; aber er wollte wahr seyn, koste es auch, was es wolle. Zitternd griff er in seine Brusttasche und zog ein farbiges Band mit einer künstlichen Schleife hervor, wie es zu jener Zeit von Damen an der Schulter getragen ward. Mit dem Ausdruck eines jugendlichen Sünders, der ein schweres Vergehen zu büßen bereit ist, hielt er das Band vor Marion's Augen. Das Mädchen that einen Schrei des Schreckens. „Heilige Mutter!" rief sie entsetzt, „das nehmliche Band! — Oh, Herr Rousseau, Sie waren es also, Sie?! Nein, das ist unmöglich!" — „Ich war es, ja!" entgegnete der Jüng-

ling mit Festigkeit, „ich habe das Band geraubt. Du sollst und mußt Alles wissen! Es gehörte der Tochter vom Hause — und — ich betete sie an! Um keinen Preis der Welt hätte ich dort eine Seele ahnen lassen, was in meinem Herzen vorging. Noch jetzt hätte es keine Macht der Erde von mir erpreßt, aber die Reue über einen begangenen Fehler ist stärker, als jede äußere Gewalt. Du hattest ein heiliges Anrecht, mein Geheimniß zu erfahren — Du allein, denn Du hast schweren Kummer ausstehen müssen wegen seiner! Sieh, Marion, dies Band war mein einziger Schatz — mein Kleinod — meine Glückseligkeit! Tages ruhte es auf meiner Brust, Nachts hatte es seinen Platz unter meinem Kopfkissen. Vor dem Einschlafen und beim Erwachen benetzte ich es mit meinen Thränen, überdeckte es mit zahllosen Küssen. Wer mir dies Band hätte nehmen wollen, der mußte mein Leben von mir fordern. Ehe ich es aufgegeben hätte, ja beim ewigen Gott, ehe ich es aufgegeben hätte — —". Er richtete sein Auge zum Himmel empor, in seinem Blicke leuchtete ein hoher und heiliger Schwur. Es liegt in der Natur von Mädchen, namentlich von Mädchen aus niederem Stande, daß die glühende Schilderung von Liebes-Empfindung, welche sich gegen eine andere richtet,

nicht eben sehr für den Sprechenden einnimmt. Jean Jacques hätte kein schlechteres Mittel zu seiner Entschuldigung anwenden können. Marion ergänzte seine Worte auf ziemlich spitzige Weise. „Ehe Sie es aufgegeben hätten, Herr Rousseau, litten Sie, daß ein armes unschuldiges Dienstmädchen um Brot und Ehre gebracht ward!“ — „Marion,“ erwiderte der Jüngling lebhaft, „sollte ich mich anklagen und dastehen, ein Gespötte Aller?“ — „Besser war es freilich, mich dastehen zu lassen, als eine Diebin!“ replicirte das Mädchen. „Du hast schweres Geschick erduldet,“ nahm Rousseau das Wort, „aber Dein Leiden war kurz. Weißt Du, was ich die ganze Zeit über Deinetwegen gelitten habe? Weißt Du, daß ich, im Nachen auf dem Flusse treibend, gewünscht habe, ich möchte mein Vergehen gegen Dich mit dem Leben sühnen?“ — Jetzt gewann Marion's gutes Herz wieder die Oberhand über ihre verletzte Eitelkeit, sie sah dem Jüngling ohne Zürnen in das feuchte Auge und sprach sanft: „Herr Rousseau, Sie haben mich unglücklich gemacht, aber ich bin überzeugt, Sie haben mit ihrem weichen Herzen auch recht viel Schmerz darüber empfunden. Wenn nur meine Heirath mit dem Vetter nicht zerstört worden wäre — ich wollte ja gern alles Vergangene vergessen —

aber Unsereiner hat auch seine Liebe — und nun ich die Aussteuer eingebüßt habe — —". Rousseau ergriff mit Feuer ihre Hand: „Sey ruhig, armes Mädchen, ich will Dir Ersatz verschaffen. Noch weiß ich zwar nicht, wie ich es möglich machen werde, aber gleichviel! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich Dein Liebesglück vernichte — ach, ich weiß, was Lieben ist! Ich werde arbeiten, nur für Dich, für Dich allein! Ich will Noten schreiben — ich will jeden Pfennig zu Rathe halten und an mich erst denken, wenn Du befriedigt bist. Sey ruhig, Marion, Du sollst glücklich werden, oder ich selbst will jedem Glück entsagen!" Ein leiser Druck dankte dem strafbaren Jüngling für die mit so edlem Eifer ausgesprochene gute Absicht. Marion konnte ihm nicht mehr zürnen, ein weibliches Gemüth verzeiht so leicht! — Der hereintretende Haushofmeister unterbrach dies Gespräch.

Der Haushofmeister befand sich in einem Zustande von großer Aufregung; er trug unter dem Arm ein Packet Noten. „Laßt Euch nicht stören, ich bin es," rief er, während er das Packet auf den Tisch warf, und, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, setzte er hinzu: „Nun habe ich heraus, welche Gattung Leute die Einquartirung in unserm Hause vermehren. — Musikanten sind's

— zehn Stück, bei meiner armen Seele!" — Rousseau fragte, was diese Herren eigentlich wollten. „Fragen Sie nur den Organisten," entgegnete Claude, „Der wird es Ihnen gewiß sagen können. Uebrigens kann ich es mir auch denken. Geschieht Alles dem Gecken von Chevalier zu Gefallen!" — Rousseau äußerte einen Zweifel an diesen Voraussetzungen, aber der Haushofmeister bestätigte mit Eifer, was er gesagt hatte. „Sie glauben nicht, daß der alte Lemaitre mit dem Chevalier unter einer Decke steckt?" rief er, „oh, das ist eine Schlange! Lauter Pläne, die gnädige Frau zu berücken! Da müssen Musikanten herbei, unter dem Prätext, daß heut ihr Namenstag ist —". „In der That, das ist eine sehr glückliche Idee!" fiel ihm Jean Jacques in die Rede. „Sehr glücklich, recht sehr!" erwiderte der Haushofmeister spöttisch, „wissen Sie, wie viel solche Musikanten trinken können? Haben Sie einen Begriff von der Trockenheit solcher Kehlen? Das trinkt gar nicht mehr, das gießt hinunter! Ach, wie wird es über unsern Wein hergehen! Denn bei den Musikanten allein bleibt es gar nicht. Man hat aus der Nachbarschaft gewiß Zuhörer eingeladen. Lauter durstiges Volk! Da will sich das Ungeheuer mit der dicken Halsbinde breit machen, seine Stimme hören lassen — aber

ich habe ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht!“ Er ging an den Tisch und schlug mit der Faust auf die mitgebrachten Musikalien, daß der Staub daraus empor flog; dann fuhr er fort: „Ich habe ihnen heimlich die Noten wegstipitzt — nun spielt und singt, wenn ihr könnt!“ — Jean Jacques war in tiefe Gedanken versunken, und Marion schien sich für die ganze Sache nicht besonders zu interessiren. Der Haushofmeister wunderte sich darüber, er konnte nicht begreifen, wie nicht Alles, gleich ihm, Feuer und Flamme war. Plötzlich fuhr Rousseau in die Höhe und sprach mit leuchtenden Augen: „Ja, ich will es! Ich will auch musiciren lassen! Meine Ouverture für großes Orchester! Die Ouverture war stets bereit, aber das Orchester fehlte mir! Jetzt ist's gefunden!“ Nun war der Zorn des Haushofmeisters plötzlich in ein Erstaunen verwandelt. „Sie haben eine Ouverture componirt?“ rief er, Rousseau's Hand fassend, „und noch dazu eine für großes Orchester? Das ist excellent! Das schreibt die Ueberraschung auf unsere Rechnung! Es ist wahr, die gnädige Frau liebt die Musik — wo ist sie denn, die vortreffliche Ouverture, die Ouverture für ein großes Orchester?“ Rousseau erzählte in fröhlicher Hast, daß er seinen Plutarch darin eingeschlagen habe,

und daß Beides sich in dem Bündel befände, welcher bei seinem Umkleiden weggelegt worden war. Claude-Anet trieb ihn an, das Kleinod herbeizuschaffen. „Gleich, gleich!“ entgegnete der Jüngling mit glühenden Wangen, es war deutlich, daß er auf diese Composition ächt sanguinische Hoffnungen zu begründen begann, „ich hole sie, sie wird gespielt, wir triumphiren über den Chevalier, er räumt das Feld, das macht Dich zufrieden; Mama ist entzückt, sie wird mich belohnen wollen, ich verschmähe Alles, aber ich verweise sie an Marion! So werden wir glücklich durch mein Werk, durch meine Ouverture!“ — „Für großes Orchester!“ ergänzte der Haushofmeister mit Stolz, als ob er selbst der Autor dieses Meisterwerkes gewesen wäre. Rousseau hörte nichts mehr davon, er war mit zwei Sprüngen zur Thür hinaus, um den Talisman zu holen. Der Haushofmeister hatte kaum begonnen, Marion zu erklären, was eine Ouverture sey und wie mit einer solchen allerdings alle die schönen Dinge erreicht werden könnten, welche man sich als gegenwärtig so eben geträumt hatte, als auch der hastige Jean Jacques mit seiner Partitur und den von ihm selbst ausgeschriebenen Stimmen wieder hereintrat. Beinahe auf dem Fuße folgten ihm sämmtliche Musiker mit Pulten, von dem Or-

ganisten angeführt. Der Letzte hatte den Saal, weil vortheilhafter für den Klang, zu der musikalischen Aufführung ausersehen. Claude-Anet hatte kaum so viel Zeit gehabt, die verrätherrischerweise entwendete Musik in einem Nebenzimmer zu verstecken. Während die Musiker beschäftigt waren, die Pulte zu ordnen und die Lichter anzuzünden, fuhr der Organist auf den wieder eintretenden Haushofmeister los und beschuldigte ihn geradezu, sämmtliche Musikalien mit sich genommen zu haben. Dieser spielte den Unwissenden und verlangte ziemlich trocken, man solle ihn ungeschoren lassen. „Es war Niemand sonst im Pavillon", bemerkte der Organist, „und da die Noten nicht wegfliegen können, so muß sie ohne Zweifel der Einzige, der sich dort zu thun gemacht, mitgenommen haben." Die Musiker versammelten sich um den bedrängten Claude, und forderten mit drohenden Geberden von ihm Partitur und Stimmen. Der Haushofmeister wußte wirklich nicht, wie er sich aus dieser Klemme befreien sollte — er schwankte. Aber Jean Jacques, dem jede Lüge zuwider war, trat zwischen den Geängsteten und die erzürnten Tonkünstler und rief: „Ihr sollt sie wieder haben, Eure Musik, aber erst spielt Ihr eine andere Composition — eine Composition von mir! Hier ist sie! Keine Um-

stände! Entweder gar kein Concert oder meine Ouverture zuvor!" Er riß die Schnur von seinen Noten und legte die Stimmen mit Gewandtheit auf die Pulte. Der Organist schüttelte den Kopf, es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß der leichtfüßige Jüngling etwas vom Contrapunkt verstehe. „Herr Rousseau", sprach er bedenklich, „allen Respekt vor Ihnen — Sie stehen bei der gnädigen Frau in ganz besonderer Gunst — aber daß Sie im Stande seyn sollten, ein Concertstück nach den Regeln der Kunst abzufassen — dieses ist doch sehr unwahrscheinlich. Ich habe allerdings gehört, daß es Ihnen Vergnügen macht, Noten abzuschreiben, indessen ist vom Abschreiben zum Selbstcomponiren ein gewaltiger Schritt, zu welchem, mit Verlaub, Ihre Füße mir noch ein wenig zu jugendlich vorkommen!" Rousseau führte ihn, ohne ein Wort zu sagen zu dem Dirigir-Pulte, legte ihm die Partitur vor und wies darauf hin, mit einem gewissen Selbstbewußtseyn in seinen Zügen. Aber der eigensinnige alte Mann wollte so geschwinde von seiner Vormeinung nicht lassen, er trat von dem Pulte weg, hielt immer noch die Brille in seiner Hand und meinte, daß er seine Reputation nicht auf ein so gewagtes Spiel setzen könne. Die Musiker, ein getreues Echo ihres Dirigenten, vor

dessen Generalbaß sie eine außerordentliche Achtung hegten, versicherten einstimmig, daß sie weder Bogen noch Mundstück ansetzen würden, es sey denn, man lege ihnen die Composition vor, die zu dem Zwecke der Aufführung hergeschafft worden sey, denn von dieser hätten sie keine falsche Quinten und Octaven zu erwarten. Dies Verdammungs-Urtheil, auf blinden Glauben hin, brachte den Jüngling in Harnisch. „Wie könnt Ihr wissen, ob ich den Satz verstehe oder nicht?" schrie er den Chor an, „habt Ihr mich geprüft? Sind Euch schon Quinten und Octaven von mir zu Gehör gekommen? Fiddelt und blast Ihr nicht herunter, was Euch vorgelegt wird, und bezahlt man Euch nicht dafür? Hättet Ihr mir mit Bescheidenheit opponirt, wer weiß, ich würde in meiner Gutmüthigkeit Euch nachgegeben haben, aber so insolenten Voraussetzungen weiche ich nicht. Ich sage Euch, Vater Lemaitre, dirigirt meine Ouverture, und Ihr — spielt so gut Ihr könnt, oder Eure Musik, die in meinem Gewahrsam ist, spazirt in einer halben Stunde zur Flamme!" — „Ja, mit dem Feuer macht er wenig Umstände!" bestätigte der Haushofmeister, auf den Vorfall mit der Thee-Maschine anspielend. „Das will ich doch sehen!" meinte der Organist, mit gerunzelter Stirne seine Brille aufsetzend.

„Das werdet Ihr sehen, ohne Eure Augengläser zu brauchen!“ rief mit Festigkeit der Jüngling. Die Musiker murrten und schalten, aber nur mit halblauter Stimme, auf Rousseau's Trotz, denn sie scheuten die Protektion, welcher der Jüngling im Hause genoß. Dennoch war das Gesumme stark genug, um von außen gehört zu werden, besonders, da Rousseau und der Organist immer noch mit einiger Heftigkeit hin und her stritten. In diesem Augenblicke trat Frau von Warrens mit dem Chevalier herein.

Frau von Warrens war höchlich erstaunt, Marion noch hier zu finden, noch mehr aber über den Lärm und die große Anzahl fremder Personen, deren Anwesenheit sie sich gar nicht erklären konnte. Marion räumte sogleich auf einen Blick der Gebieterin das Feld. Auf die Frage der Dame, was es denn eigentlich gebe, sprang Rousseau sogleich auf sie zu und erklärte ihr, daß man nur auf sie gewartet hätte, um anzufangen. „Was anzufangen?“ fragte Frau von Warrens. „Das Fest,“ erwiderte Rousseau, der den alten Lemaitre nicht zu Worte kommen lassen wollte, „die Ueberraschung für Ihren Namenstag, Mama, ein Concert!“ — Der Chevalier wollte mit einer Erläuterung einfallen, auch der Organist bemühte sich, des Jüng-

lings Worte mit Randglossen zu begleiten, aber jeder Anlauf war vergebens, Rousseau schnitt ihnen den Faden vor dem Munde ab. „Sie sollen hören, Mamachen,“ rief er, sich an die Dame mit einschmeichelnden Geberden drängend, „was diese Herren hier spielen werden, und der brave Lemaitre wird dirigiren. Sie sollen hören und sollen erstaunen! Denn was man vorträgt, hat kein Anderer componirt, als ich — ich selbst, Mama!“ — „Du? Du, componirt?“ fragte Frau von Warrens lächelnd. Der Chevalier zupfte an seiner Binde und rief spöttisch: „O, ein Werk von Herrn Jean Jacques Rousseau, das muß etwas ganz Außerordentliches seyn!“ — Der Jüngling lief hastig zu des Organisten Pult, holte die Partitur und hielt das Titelblatt dem Chevalier vor die Augen, mit den Worten: „Lesen Sie, mein ungläubiger Herr, lesen Sie, was steht da? „„Ouverture, componirt von J. J. Rousseau, Bürger in Genf.““ — „Für großes Orchester steht auch noch da,“ bestätigte Claude-Anet, der neugierig dem Chevalier über die Schultern sah. „Nun, nun,“ sprach Herr von Courtilles, „es wird sich zeigen! Einen Titel kann man leicht hinstellen — aber die Musik — die Musik — —“. „Ich bin in der That neugierig,“ fiel ihm die Hausfrau, welche

von der Heftigkeit Rousseau's eine ärgerliche Scene befürchtete, in die Rede, „von meines lieben Jean Jacques Talent eine Probe zu hören.“ Diese Weisung änderte plötzlich des Organisten und aller Musiker Sinnesart; sie hatten viel zu viel Respekt vor der Dame, deren Weinkeller ihnen schon so manche vergnügte Stunde verschafft, als daß sie mit der Aufführung von Rousseau's Werke noch einen Augenblick anstehen konnten. Der Organist, ein ziemlich fertiger musikalischer Dirigent, im Uebrigen aber ein charakterloser Schwachkopf, Schmarotzer und geizig, unwissend, plump, grob, wo er von der Bildung seines Gegners keine gleiche Münze zu erwarten hatte, und falsch, wie keine Quinte in Rousseau's Composition seyn konnte, bückte sich jetzt tief vor dem Jüngling und nahm ihm die Partitur aus der Hand. Er begab sich sogleich zu seinem Pulte und schickte sich zum Geschäfte an. Jean Jacques ging von einem Musiker zu dem andern, und machte sie auf Schwierigkeiten, auf einzelne Accente und dergleichen aufmerksam, ganz wie ein junger Autor, der das Kind seiner Muse, und wenn es auch nur ein Wechselbalg ist, von aller Welt gehätschelt sehen will. Während dies vorging, nahm Frau von Warrens den Chevalier in die Ecke eines Fensters und sagte zu ihm leise:

„Chevalier, ich habe eine Nachricht bekommen, die mich Ihretwegen sehr beunruhigt.“ — Herr von Courtilles riß weit die Augen auf und schien das Wort, was die Dame jetzt erst sprechen würde, von ihrem Munde wegsehen zu wollen. Da jedoch einer der Musiker in ihrer Nähe etwas zu schaffen hatte, so mußte die Dame pausiren und den Edelmann vor der Hand noch in seiner Spannung lassen. Endlich sah sie sich unbehorcht und fuhr fort: „Wegen der Artikel in der Genfer Zeitung — — ich habe einen Brief — Cato, der Censor, hat die ganze Stadt Genf in Aufregung gebracht. Es ließ sich auch erwarten, daß Aufsätze, die glühen von Volksliebe und Freiheitssinn, in gewissen Kreisen mit scheelen Augen angesehen werden mußten. Man benachrichtigt mich, daß diese, doch gewiß geringfügige Angelegenheit eine Versammlung des großen Rathes zur Folge gehabt hat, weil — der Verfasser in aller Form denuncirt worden ist.“ Der Chevalier erschrak zwar über die Neuigkeit, es war indessen augenscheinlich, daß er noch eine andere Gattung Fährlichkeit befürchtet hatte, die jedoch für dieses Mal glücklicherweise noch nicht eingetreten war. Er nahm daher die Botschaft auch etwas leichter auf. „A bah!“ rief er, „daraus wird nichts entstehen, man wird ihn nicht finden und

die Sache ad acta legen!" Der Haushofmeister näherte sich, sehr froh, das verdächtige Geflüster unterbrechen zu dürfen, mit der Einladung, Plätze einzunehmen, weil Alles zum Anfang des Concertes bereit sey. Beide begaben sich zu den Stühlen und ließen sich nieder. Der Organist klopfte mit seinem Stäbchen auf das Pult, um anzudeuten, daß sich Jeder fertig halten solle. Rousseau war ein wenig blaß, er befand sich ungefähr in der Stimmung eines dramatischen Dichters kurz vor dem Anfang seines neuen Stückes. Es trat für einen Moment jene Stille ein, die allen großen Ereignissen vorherzugehen pflegt. In des Chevaliers Zügen malte sich schon anticipirter Tadel, wie auf allen Gesichtern neidischer Recensenten, wenn sie sich anschicken, mit halbem Ohre ein Werk anzuhören, das sie herunterzureißen sich vorgenommen haben. Das Antlitz der Hausfrau spiegelte Wohlwollen und Neugier wieder, sie lispelte dem Chevalier zu: „Nun wollen wir doch sehen, ob Jean Jacques zu etwas Wahrem Beruf hat!" — Der erhobene Arm des Dirigenten fiel nieder und der erste Accord erklang. Ein weibliches Gemüth ist leicht befriedigt, wenn es ein Kunstprodukt betrifft, für dessen Verfasser es mütterliche Zärtlichkeit erfüllt. Auch war der Anfang von Rousseau's Ouverture ganz hübsch.

Frau von Warrens bemerkte, gegen ihren Nachbar gewendet, daß sie dergleichen nicht erwartet habe, die Arbeit verrathe wirkliches Talent. Herr von Courtilles wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte, loben wollte er nicht und tadeln hieß der gastfreien Wirthin Geschmack tadeln. Er machte eine Bewegung, die Alles heißen konnte, und bildete sich nicht wenig auf diese diplomatische Ausflucht ein. Aber die Dame machte sie zu nichte. „Was meinen Sie dazu?" fragte sie den Verlegenen. Nun mußte er mit der Sprache heraus. „Es klingt mir so bekannt —" flüsterte er, „ich wollte darauf schwören, ich hätte Das schon in Paris gehört!" Besser und boshafter konnte er sich nicht aus der Affaire ziehen. Der Haushofmeister hörte mit einer Andacht zu, als ob man Kirchenmusik aufgeführt hätte. Rousseau hob von Zeit zu Zeit seine Hand, um den Takt zu berichtigen, wenn der alte Lemaitre ihm zu zögern oder zu eilen schien. Es ging Alles ganz erträglich. Plötzlich aber strichen die Bratschisten falsch. Lemaitre rief: „Fis, fis!" Die Leute waren einfältig genug, den Takt mit Fis repetiren zu wollen, während die Andern immer vorwärts gingen. Dies gab eine abscheuliche Disharmonie. Rousseau schrie: „Ihr seyd ja auseinander! Höll' und Teufel!"

Nun kamen wirklich Alle auseinander und es ertönte eine ächte Katzenmusik. Der Organist klopfte, Rousseau zeterte, der Chevalier brach in ein Gelächter aus, die Hälfte der Musiker schwieg, während die andere Hälfte, wie Gäule, die einmal im Ziehen sind und nicht gleich still stehen können, immer weiter spielte — ein solches Gewirr war noch nicht gehört worden. „Laß gut seyn, lieber Jean Jacques," sprach tröstend Frau von Warrens, „zu Dergleichen bist Du noch nicht reif!" — Rousseau wollte sprechen, die Zähne flogen an einander vor Schmerz und Ingrimm, aber er war keines Wortes mächtig. Der Haushofmeister faltete betrübt die Hände, als ob das größte Unglück geschehen wäre. „Wir haben glücklicherweise einen Ersatz bei der Hand," sprach innigst vergnügt der Chevalier. Der Organist kam hervor und meinte, Herr Claude-Anet werde wissen, wo die andere Musik sey. Rousseau wies verzweiflungsvoll auf die Thür des Nebenzimmers und ging hinaus. Der Haushofmeister konnte es nicht über sich gewinnen, die versteckten Musikalien selbst wieder zu holen, er überließ es dem Organisten und folgte Rousseau nach, wie ein Bagagewagen der geschlagenen Armee.

Rousseau suchte in seinem brennenden Schmerze den Garten auf. Claude-Anet, statt ihn zu trö-

sten, überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen der „Ouverture für großes Orchester," die nun ein „großes Unglück" angerichtet habe. Um die üble Stimmung Beider vollständig zu machen, ließ sich bald die neu begonnene Musik von dem Saale herab vernehmen und zwar mit einer Präcision, einer Energie, die den Horchenden wie Messer durch die Seele schnitt. — „Jetzt hat er gewonnen Spiel, der Satan mit der dicken Halsbinde!" rief der Haushofmeister mit so tragischem Accente, als ob er den Monolog eines Melodrama's zu recitiren gehabt hätte. „Er höhnte mich! Er triumphirt — ich sterbe vor Scham!" klagte der Jüngling. Der Haushofmeister nahm sein Taschentuch hervor, ballte es zusammen und preßte es grimmig auf die Lippen. „Ich war so muthvoll und so stolz," fuhr Jean Jacques fort, „und jetzt plötzlich, wie in einen Abgrund gestürzt! Ach, ich bin elend! Es ist wahr, ich tauge zu gar nichts!" — „Das will ich von mir nicht sagen," fiel Claude ein, „ich bin anerkannt ein vorzüglicher Botaniker, ich rechne sehr gut — aber elend bin ich auch!" — Des Chevaliers Stimme erklang jetzt zur Musik, er sang eine Romanze. Beide fuhren zusammen. „Es ist aus!" jammerte der Haushofmeister, „sie wird ihn heirathen — wir müssen das Ungeheuer

als Herrn begrüßen! Mein einziger Trost ist: ich bin gegen ihn viel zu grob gewesen, als daß er mich nicht wegjagen sollte!“ — Rousseau hörte nicht auf die halbkomische Jeremiade des Haushofmeisters, sein Kummer war tief. Die so grausam verletzte Eitelkeit erscheint in den Jahren der Jugend als eine kaum zu ertragende Last, dazu hatte er auf den Erfolg seiner Ouverture gar zu sanguinische Hoffnungen begründet: er dachte seine Gewissens-Schuld an Marion dadurch abzutragen, es war natürlich, daß der Reizbare in einen Zustand völliger Verzagtheit verfiel. Claude-Anet, welcher einzusehen begann, daß er von dem gebeugten Jüngling keine Zusprache zu erwarten hatte, verließ ihn brummend und begab sich in das Untergeschoß des Hauses, wo er vor dem gezwungenen Anhören der Musik sich gesichert hielt. Diese Vorsicht wies sich übrigens als unnöthig aus, denn das Concert hatte ein Ende. Rousseau athmete etwas freier auf, als die Töne sein Ohr nicht mehr berührten. Wenigstens wurde er nicht auf so materielle Weise an den Unfall erinnert, der ihn so eben betroffen hatte. Sein Schmerz wurde sanfter, aber deßhalb nicht weniger innig. Er kreuzte die Arme und ging die Allee gegen den Pavillon zu hinab. Eine Thränenweide, die sich am Rande eines Teiches in sei-

ner Nähe befand, gab ihm Veranlassung zu düsteren Betrachtungen. Er blieb stehen und richtete den Blick auf sie. „Es ist mir wohl mehr als einmal der Gedanke gekommen," sprach er dumpf zu sich selbst, „daß es für mich gewiß am Besten seyn würde, wenn ich im Frieden unter dem Rasen schliefe. Es drückt mich ja doch, wo ich gehe und stehe, das Gefühl des Vereinzeltseyns, das Bewußtseyn, ich passe nicht in die Verhältnisse, wie sie einmal bestehen, dieser glühende Trieb, zu wirken, und doch dabei die Ohnmacht. Aber der Selbstmord ist eine unrühmliche That, ein Akt der Feigheit, welcher das wenige Gute, was man vollbrachte, ganz und gar auslöscht. Welche Zukunft habe ich vor mir? Ein Leben von Heute auf Morgen ohne Ziel, ohne großen Zweck. Ich wähnte, das Gebiet der Kunst werde mir Befriedigung gewähren — was trage ich als Lohn für meinen Fleiß davon? Spott und Schande! Und doch sagt mir eine innere Stimme, ich sey berufen! Aber wozu? Ach, es ist diese Stimme nichts als die Täuschung eines Traumes, der uns für Augenblicke mächtig und groß erscheinen läßt, um uns, wenn wir in das Wachen eintreten, unsere Nichtigkeit doppelt fühlen zu lassen! Ich bin doch nicht böse und auch nicht dumm — woher kommt es, daß

ich so viele Feinde und Verfolger finde? Warum fliehen mich die Menschen, wenn ich denke, mich recht an sie anzuschließen? Woher der Ausdruck von Hohn, wenn ich ihnen mein volles Innere zeigen will? Sind sie wirklich Alle auf dem richtigen Wege und ich allein habe den Pfad zum Irrenhause betreten? Wäre unsere Bestimmung, den Thieren im sinnlichen Behagen nachzustreben und die Schwingen des Geistes gewaltsam niederzuhalten, weil ihr Flug zugleich dem Fluche entgegenführt?" — Er warf einen bedeutungsvollen Blick zu dem blauen Aether empor, als ob er dem Himmel einen Vorwurf machen wollte. Dann rief er plötzlich, weil ein Strahl von Oben in sein verdüstertes Gemüth gefallen war: „Nein, das ist nicht möglich! Die Kraft, welche in unsere Seele gelegt ist, soll wirken, soll durchbrechen durch alle Hindernisse und Widerwärtigkeiten! Ich bin gewiß, daß jene Spinne dort nicht ohne Zweck arbeitet, daß die Blume nicht vergebens den Kelch erschließt. Und ich sollte leben, ohne irgend eine Stelle auszufüllen? Nimmermehr! Ich werde nützen und will nützen! Aber hier ist ein Ort des Mißgeschicks für mich, ich muß fort!" — Er stand vor der halboffenen Thür des Pavillons. Ohne recht zu wissen, was er dort wolle, ging er hinein.

Auf einem der Tische stand ein Schreibzeug und mehrere Bogen Briefpapier lagen umher. Er folgte noch immer seinem Idee'n-Gange und sprach mit sich selbst: „Ich kann, nach Dem, was sich hier begeben hat, nicht mehr hier weilen! Es thut freilich wehe, daß ich das einzige Wesen, welches mich begreift und mir wohl will, verlassen soll. Aber könnte ich Mama an der Seite dieses Chevaliers — — was kümmert das eigentlich mich? Verträgt denn die Gattung der Liebe, welche ich für Mama fühle, keinen Nebenbuhler? Sey's wie es wolle, diese Heirath würde mich unglücklich machen! Ich bin mir selbst ein Räthsel! — Ja, ich bin eifersüchtig auf Mama — ich bin es — ich will nicht Zeuge seyn von einer solchen Verbindung! Ich habe Muth, noch einmal in die Welt zu treten. Und finde ich Feinde, so finde ich auch meine Waffe überall!“ — Er ergriff eine Feder aus dem Schreibzeug und schwang sie in der Luft, mit den Worten: „Hier ist meine Waffe, und ich werde sie zu führen wissen!“ — Die Feder erweckte in ihm den Vorsatz, an Frau von Warrens einige Worte zu schreiben und dann eben so, wie er heut eingetreten war, in der Stille das Haus wieder zu verlassen. Er setzte sich an den Tisch, seine Hand zitterte. Er schrieb: „Theure Mutter! Leider bin

ich gezwungen, nach einem so kurzen Wiedersehen Sie schon wieder zu verlassen! Ich wünschte jetzt, daß dies Wiedersehen gar nicht stattgefunden hätte. Wollen Sie den Grund wissen, der mich forttreibt? Ja, Sie sollen ihn wissen! Es ist Ihre wahrscheinliche Verheirathung mit Herrn von Courtilles. Wenn Sie einem andern Manne angehören, so können Sie mir nicht mehr die liebevolle Mutter seyn, und es ist auch, als müßte ich dann aufhören, mich Ihren Sohn zu nennen! Ich verbanne mich selbst aus Ihrer Nähe! Leben Sie wohl, gute, schöne und geliebte Mutter!" — Er war so bewegt, daß zwei schwere Tropfen aus seinen Augen auf die geschriebenen Zeilen niederfielen. Er warf sich in die Lehne des Sessels zurück und betrachtete thränenden Blickes die Decke des Raumes. Da fühlte er plötzlich einen warmen Hauch gegen seine Stirn und ein weiblicher Mund drückte leise einen Kuß darauf. Es war Frau von Warrens, welche nach dem Concerte ganz allein herabgekommen war, um ihn aufzusuchen. Sie hatte Jean Jacques während des Briefschreibens belauscht und ihn ruhig vollenden lassen. Jetzt sprach sie zärtlich und leise: „Jean Jacques, bist Du nicht ein wahres Kind?" — Rousseau sprang auf. „Wie? Sie hier, Mama?" rief er erglühend, „und Sie

waren eine Beobachterin alles Dessen, was hier geschehen ist?" — „Ja", entgegnete sie und nahm den Brief zu sich, „ich habe dies an mich gerichtete Billet bereits gesehen und sollte Dir derb den Text darüber lesen. Du willst fort? Und weßwegen willst Du fort? Wegen thörichter Einbildungen!" — „Ist es etwa Einbildung, daß Sie den Chevalier auszeichnen?" — „Aber, Du närrischer Mensch, was geht denn Dich Das an? Wenn ich Herrn von Courtilles schätze, so habe ich Ursache dazu. Er ist ein Mann von vielseitigen Talenten, ein Mann, der durch seinen Geist berühmt werden wird, und Du weißt, ich liebe solche Geister!" — „Berühmt!" wiederholte Rousseau mit traurig niedergeschlagenen Augen, „ich werde es freilich nie seyn, ich bin verurteilt, unbedeutend und unbekannt zu bleiben! Mein Loos ist Geringschätzung!" „Ei, Du mußt nicht verzagen, Jean Jacques", nahm Frau von Warrens das Wort, „Du bist noch so jung!" — „Ich kann nichts thun, um Ihre Gunst zu verdienen", fiel ihr feurig der Jüngling in die Rede, „ich kann nichts thun — als Sie lieben!" „Du liebst mich, Rousseau?" fragte die Dame lächelnd, „ich will doch hoffen, so wie man eine nahe Verwandte, eine Mutter oder Schwester liebt?" — „Weiß ichs?" rief Rousseau,

ihre Hand ergreifend und diese mit Küssen überdeckend, „nur so viel weiß ich, daß es mit meinem ganzen Herzen geschieht und mit der ganzen Stärke meiner Seele!“ — Ein Geräusch unterbrach die Sprechenden. Eine Stimme hatte deutlich etwas gerufen, aber Beide waren zu vertieft gewesen, um ihr Aufmerksamkeit widmen zu können. Jetzt aber hörten sie deutlich, daß der Organist, im Garten suchend, fortwährend: „Gnädige Frau!“ oder „Ew. Gnaden!“ rief, daß er demnach an Frau von Warrens eine dringende Botschaft zu überbringen haben mußte. Frau von Warrens öffnete die Thür des Pavillons, um sich zu zeigen, und Herr Lemaitre, etwas verstört aussehend, stürzte sogleich auf sie zu.

Frau von Warrens fragte, was den Mann ein ine so außergewöhnliche Stimmung versetzt habe, ob etwa seine Partitur wiederum verloren gegangen sey. Er aber versicherte, daß er sich wegen so kleiner Mißgeschicke nicht die Freiheit nehmen würde, sich an die gnädige Frau selbst zu wenden. Ihn treibe eine Begebenheit hieher, die einzig Sie beträfe. Wir waren noch alle im Musiksaale versammelt und eben beschäftigt, dem Herrn Chevalier unseren Glückwunsch über den Vortrag der Romanze darzubringen“, so lautete des Organisten Erzäh-

lung, „als man zu melden kam, daß sich drei Deputirte des großen Rathes zu Genf eingefunden hätten, welche behaupteten, daß Ew. Gnaden einen Schriftsteller in Ihrem Hause verborgen hielten. Da wir von der ganzen Sache den Zusammenhang nicht begriffen, so wandten wir uns an den Herrn von Courtilles, welcher höchlich erschrocken schien. Er meinte, dieser Besuch könne wohl durch gewisse in der Genfer Zeitung abgedruckte Briefe, unterschrieben „Cato, der Censor", veranlaßt worden seyn, ließ sich jedoch auf nähere Explikationen nicht ein, sondern verließ eiligst den Saal. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Deputirten hieher gekommen sind, sich der Person des Schriftstellers zu versichern, ich benutze deßhalb, wie ich denn immer Ew. Gnaden mich nach Kräften dienstwillig zeige, den freien Augenblick, Sie schnell von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, damit Sie den Verfasser, wenn er Ihr Wohlwollen besitzt, retten mögen." Frau von Warrens schien in der That nicht wenig bestürzt über diese Neuigkeit. Sie war für den Chevalier bekümmert. Rousseau schwieg, aber sein Auge flammte von ganz seltsamem Feuer, Muth und Stolz malte sich in seinen Zügen. Es währte nicht lange, so kam Herr von Courtilles in größter Angst in den Pavillon. Frau von War-

rens bemerkte kaum diese unmännliche Befangenheit, als sie an ihn das Wort richtete: „Herr Chevalier, es ist dies freilich eine unangenehme Visite, aber ich habe nicht erwartet, Sie niedergeschlagen zu finden. Wer für das Volk schreibt, setzt sich Verfolgungen aus, aber diese Verfolgungen bringen dem Verfasser auch den Ruhm, der ihm gebührt. Ihre unter dem Namen „Cato, der Censor" abgefaßten Briefe — —". Hier unterbrach Rousseau die Sprechende mit Erstaunen. „Briefe — unter dem Namen „Cato, der Censor" — in der Genfer Zeitung — diese Briefe wären von jenem Herrn?" fragte er hastig. „Still!" entgegnete die Dame vorsichtig, „Niemand weiß es außer mir, der Herr Chevalier hat mir die Sache unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt." „Hat er? Hat er wirklich?" rief Rousseau, „er nannte sich den Verfasser der Briefe?" — Der Chevalier stand todtenbleich da, er schien in einer schrecklichen Verlegenheit, wie Jemand, der zwischen zweien Dingen zu wählen hat, von denen aber eines immer unglücklicher ist, als das andere. „Erklären Sie sich doch, Herr Chevalier," redete ihn Rousseau an, „daß Sie ein trefflicher Sänger sind, davon haben Sie uns überzeugt. Verehren wir in Ihnen auch ein Talent zum Schriftstellern?"

— Der Chevalier zupfte ein Weilchen an seiner dicken Binde und schien das Uebergewicht, welches er sich über den Jüngling angemaßt hatte, nicht gern fahren lassen zu wollen. Er mußte antworten, und diese Antwort kostete ihm ungeheures Kopfbrechen. Endlich entschloß er sich dazu. „Es gibt Lagen,“ sprach er behutsam und in sehr schleppendem Tempo, „die uns die Feder in die Hand geben, es kann aber auch wieder andere geben, in denen wir auf das Bündigste die Autorschaft von gewissen Produkten ablehnen müssen.“ — „Ich dächte,“ fiel ihm Frau von Warrens in die Rede, „daß den Mann von Ehre keine Lage in der Welt vermögen müßte, öffentlich ausgesprochene Ansichten zu desavouiren. Das gedruckte Wort muß doch stets ein aus tiefster Ueberzeugung ausgegangenes seyn, und wer würde anstehen, eine Ueberzeugung mit seiner Person zu vertreten?“ — „Niemand, Mutter, wird dies,“ rief Rousseau, „dem ein Herz in der Brust schlägt, welches von höheren Interessen durchglüht ist. Ich erkläre es für eine Feigheit, sich verstecken zu wollen, wenn man gefragt wird: „„Hast Du Das geschrieben oder nicht?““ Da ich also diesen Herrn keiner solchen Feigheit fähig halten will, so muß ich annehmen, daß er sich einen Scherz erlaubt hat, als

er Ihnen sagte, daß er der Verfasser jener denuncirten Aufsätze sey." Dem Chevalier stockte neuerdings das Wort im Munde, er wußte nicht, welche Partie er ergreifen sollte. „Sie schweigen, Herr von Courtilles?" fragte Frau von Warrens in sichtbarer Indignation, „Sie hätten wirklich nur vorgegeben, der verfolgte Verfasser jener Briefe zu seyn? Ich bitte Sie, sich darüber, Ihrer eigenen Ehre wegen, zu erklären." — Der Chevalier horchte hinaus und da er immer noch keine Schritte von nahenden Landjägern, welche ihn in Ketten und Bande schlagen sollten, vernahm, so stieg in ihm die Hoffnung auf, der Haushofmeister habe wohl auf geschickte Weise die Deputation abgefertigt, er glaubte demnach sich noch nicht ganz bloß geben zu müssen. „Wenn ich auch der Verfasser der fraglichen Aufsätze bin", sprach er, etwas stockend und sehr oft Athem holend, „ist es mir zu verdenken, wenn ich öffentlich Dies in Abrede stelle? Es handelt sich hier nicht um meine Person — es handelt sich aber um meine Familie, die durch eine gerichtliche Procedur gegen mich auf das Aeußerste compromittirt werden würde." — „Also darf ich doch mit Sicherheit annehmen," fragte Frau von Warrens etwas beruhigt, „daß Sie mir Wahrheit gesagt haben, als Sie sich

Schriftsteller und verfolgt nannten?" — „Wer könnte ein so hellsehendes Auge hintergehen!" sprach der Chevalier mit heuchlerischer Galanterie und küßte der Dame zierlich die Hand. Dies entflammte Rousseau's Unwillen. Er trat dicht auf Herrn von Courtilles ein und sprach unerschrocken: „Mein Herr, wenn Sie sich Verfasser der Briefe von Cato, dem Censor, nennen, so thut es mir leid, Sie einen dreisten Lügner heißen zu müssen." Frau von Warrens erschrak heftig, sie wollte des Jünglings Uebereilung zurückweisen. „Jean Jacques!" rief sie Diesem zu, „welchen Ton vermissest Du Dich anzuschlagen?" — „Den Ton des Rechtes, Mama," entgegnete ruhig der Jüngling, „den Ton, welcher nicht so wohlklingend ist, wie des Herrn Singstimme, aber wirksamer, denn er soll einen Betrüger entlarven!" Frau von Warrens zitterte. Der Chevalier war keinesweges so empört, wie es Männer seines Standes bei solchen Beschimpfungen seyn müssen, er zeigte mehr Verlegenheit und Angst, als verletztes Ehrgefühl. Nahende Stimmen machten vor der Hand dem Streite ein Ende. Der Organist, welcher die Thür des Pavillons öffnete, rief: „Sie kommen!" Nun stieg erst die Verlegenheit des Chevaliers auf die höchste Höhe. Der Haushofmeister führte die drei

Herren aus Genf herein. Sie waren in ihre Amtstracht gekleidet, dies gab dem Erscheinen den Charakter eines feierlichen Ernstes. Sie verbeugten sich sehr artig vor der Frau vom Hause, während Claude-Anet, seelenvergnügt, daß über des Chevaliers Haupte nach seiner Meinung Unheil loszubrechen beginne, diesen in seiner Blässe mit Schadenfreude betrachtete. — Der Aelteste der Deputirten richtete an sie die Rede: „Madame, Sie haben in Ihr Haus, wie wir erfuhren, einen Schriftsteller aufgenommen, der bei uns in Genf durch Aufsätze in der dortigen Zeitung eine gewisse Sensation erregt hat. Wer ist es?" — Frau von Warrens erwiderte bescheiden, aber mit Festigkeit: „Ich glaube, berechtigt zu seyn, Jeden in mein Haus aufzunehmen, den ich der Aufnahme würdig halte. Keineswegs aber bin ich befugt, über eines Aufgenommenen Verhältnisse, selbst wenn sie mir wohl bekannt wären, Anzeigen abzugeben. Ich muß Sie demnach ersuchen, mich mit allen Fragen über diesen Gegenstand zu verschonen." Diese Antwort gefiel Allen, außer dem Haushofmeister, der es nicht erwarten konnte, daß man den Chevalier beim Kragen nahm. Frau von Warrens befand sich in einer großen Spannung, die ganze Verhandlung sah einem gerichtlichen Verhör so außerordentlich

ähnlich. Der Deputirte nahm mit Nachdruck das Wort: „Madame, Sie würden, wenn Sie, den Verfasser zu nennen, sich fortdauernd weigerten, unsere Reise hieher unnütz machen. Daß Sie ihn kennen, ist außer allem Zweifel, haben Sie die Güte, sich etwas nachgiebiger gegen uns zu zeigen.“ — Frau von Warrens entgegnete mit Würde: „Ich gehöre zwar dem sanfteren Geschlechte an und ich bin unter den Frauen als zu weich und gutmüthig bekannt; doch muß ich sagen, es gewährt mir eine gewisse Genugthuung, daß ich wenigstens beweisen kann, ich zähle nicht unter die Charakterlosen. Meine Herren, so gern ich Ihnen in jeder Sache mich gefällig beweisen möchte, so sehr ich bedaure, daß Sie die Reise hieher gemacht haben in der Voraussetzung, von mir den Verfasser gewisser Artikel in der Genfer Zeitung zu erfahren, so muß ich doch auf meinem Stillschweigen beharren, und kann nur meine Bitte wiederholen, mich mit jeder Frage über diesen Gegenstand zu verschonen.“ Schon früher hatte Rousseau den Pavillon verlassen, er kam jetzt hastig und sehr aufgeregt wieder. Er näherte sich den Deputirten mit Anstand, aber furchtlos, und sprach: „Sie suchen, meine Herren, Cato, den Censor, den Verfasser der Briefe, welche in kühner Haltung die Rechte des

Volks gegen Unterdrückung zu vertheidigen strebten, den freisinnigen Schriftsteller, welcher die Welt anders eingetheilt sehen will, als in Herren und Knechte — Sie glauben wirklich, daß Dieser sich Ihren Nachforschungen entziehen würde — Sie haben sich getäuscht. Hielt er mit seinem wahren Namen zurück, so geschah Dies, weil der Autor sich zu jung glaubte, um nicht durch Hervortreten mit seiner Persönlichkeit die Wirkung, welche seine Feder haben möchte, zu beeinträchtigen. Keinesweges war er in Sorge über die Folgen seiner literarischen Thätigkeit. Schande Demjenigen, der zu feig ist, Das, was er sprach, mit seinem Ich zu vertreten! Nicht Gefängniß, nicht der Tod darf ihn abhalten, sich vor aller Welt zu seinem öffentlichen Worte zu bekennen. Sehen Sie hier den Beweis, daß ein Schriftsteller auch handelt, wie er zu handeln lehren soll — der Verfasser jener Aufsätze steht vor Ihnen — ich bin es, ich, Jean Jacques Rousseau — nun thun Sie, wie es Ihre Pflicht gebeut.“ — Frau von Warrens starrte auf den Jüngling mit höchstem Befremden, eine Mischung von stolzer Freude und Angst wogte in ihrem Innern. Die Deputirten maßen den jugendlichen Redner mit einem Ausdruck von Ueberraschung und Unglauben. Der Haushofmeister schlug die Hände

zusammen und sah sich in der schönen Hoffnung, den Chevalier aus dem Hause zu bringen, sey es auch unter unangenehmer Eskorte, wieder betrogen. „Sie scheinen an meinem Worte zu zweifeln,“ fuhr Jean Jacques lebhaft fort, „sehen Sie hier das Manuscript der Briefe, das ich mir wiedergeben ließ, nicht um mich vor Entdeckung zu sichern, sondern um es aufzubewahren, weil ich eitel genug bin, es des Aufhebens werth zu halten. Ueberzeugen Sie sich.“ Er holte ein Convolut Papier hervor und reichte dies mit einer respektvollen Verbeugung den ernsthaften Männern dar.

Der schriftliche Beweis der Autorschaft entfernte jeden Zweifel. Rousseau stand ruhig da und erwartete die Folgen seines Geständnisses. Herr von Courtilles hatte sich auf eine geheimnißvolle Weise entfernt. Der Aelteste von den Abgeordneten ersuchte den Haushofmeister, einen vor der Thür des Hauses wartenden Diener mit einem Holzkästchen herzuholen, welches dieser mit einigem Widerstreben, da er zu Rousseau's Unglück nicht gern selbst etwas beitragen mochte, ausführte. Der alte Lemaitre, heimlich mit dem Chevalier im Einverständniß und durch glänzende Versprechungen gespornt, war seelenfroh, daß man den naseweisen Jungen, der sich sogar unterstanden hatte, über den Contrapunkt zu

reden, aus dem Hause transportiren werde; er meinte, dann würde des Chevaliers Persönlichkeit doch noch die Eroberung der wohlhabenden Dame vollenden und er sein Schäfchen dabei scheeren. Frau von Warrens war ein wenig bleich geworden, sie athmete sehr bedrückt; aber ihr Auge ruhte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Bewunderung auf dem Jüngling, welcher auch nicht die leiseste Spur von Unruhe verrieth. Die peinliche Stille wurde durch Marion unterbrochen, die dem alten Lemaitre zuwinkte, einen Augenblick in den Garten zu kommen. Er war zu neugierig, um dem Winke nicht Folge zu leisten, obgleich er von der im Pavillon statthabenden Prozedur auch kein Wörtchen verlieren wollte. Marion war in einer seltsamen Bewegung und flüsterte dem Alten zu, daß sie eine wichtige Entdeckung gemacht habe. Lemaitre glaubte, sie habe einen Schatz gefunden. „Herr Pathe,“ sprach sie, „sollten Sie es für möglich halten, daß der Herr mit der dicken Halsbinde kein Anderer ist, als mein Vetter Friseur, der von Paris kommt. Sein Gesicht kam mir gleich so bekannt vor, aber der schöne Anzug machte mich confus. Nun hat er's selbst gesagt!“ — Lemaitre glaubte, die Dirne sey übergeschnappt. Sie benahm ihm jedoch geschwind diesen Glauben;

sie erzählte, daß sie den sogenannten Chevalier, der eben eifrigst beschäftigt war, seine Sachen zusammenzupacken, in einem Selbstgespräche behorcht habe. Da sey denn klar geworden, daß er unter der Maske eines Chevaliers und zwar eines politisch Verfolgten sich Eingang in dieses Haus verschafft habe, um Frau von Warrens Gutmüthigkeit zu benutzen und sich wo möglich einen Theil ihrer Einkünfte zuzueignen. Die Kleine schalt derb auf den Abenteurer und schwor hoch und heilig, daß sie ihn nicht für einen Verwandten mehr anerkenne, geschweige denn jemals an eine Heirath mit ihm denken wolle. Der alte Lemaitre, welcher noch für sein Concert nicht bezahlt war und auch von den übrigen Musikern für den Lohn in Anspruch genommen werden konnte, stürzte ohne ein Wort zu sagen in das Haus, um sich der Person des Betrügers zu versichern; aber er hörte zu nicht geringem Entsetzen, daß Jener so eben auf seinem Reitpferde, welches wahrscheinlich ein Miethsgaul war, den Weg nach Paris fortgaloppirt sey. Während dessen war im Pavillon der Haushofmeister mit dem bezeichneten Diener erschienen. Frau von Warrens, welche wenigstens einen schwer bewaffneten Landreuter, der den armen Jean Jacques fest nehmen sollte, erwartet hatte, sah mit

Erstaunen einen sehr bescheiden aussehenden, friedlichen Mann, auf das Sorgfältigste gepudert und in der Hand einen zierlichen Kasten von Mahagoniholz mit vergoldeten Leisten tragend. Der Gekommene näherte sich mit Respekt dem ältesten Deputirten und übergab ihm das Behältniß. Rousseau, welchem diese Ceremonie'n außerordentlich albern vorkamen, zuckte mit Verachtung die Achsel und machte im Stillen die Bemerkung, wie lächerlich es sey, daß Republiken bei der Verhaftung eines jungen, unbedeutenden Mannes solche philiströse Formen an den Tag legten. Die schweigsamen Männer von Genf bekümmerten sich jedoch jetzt nicht um ihn, sondern nur um das hölzerne Behältniß, welches sie sehr eigen und behutsam auf denselben Tisch setzten, wo Rousseau früher den Abschiedsbrief geschrieben hatte. Dies gab dem phantastischen Jüngling zum Nachdenken Veranlassung. „Dort", sprach er zu sich selbst in seiner Seele, „bereitete ich mein Scheiden von der theuren Mutter vor, und dort, auf derselben Stelle schickt man sich an, das Urteil mir vorzulesen, welches mich zwingt, von hier zu gehen. War mein Brief eine Ahnung?" — Der älteste Deputirte hatte einen sauber gearbeiteten kleinen Schlüssel hervorgezogen, und diesen in das Schloß des

Kastens gesteckt. Er kam aber nicht zum Oeffnen, denn der Organist stürzte in Begleitung von Marion in den Pavillon, in seinen heiligsten Interessen verwundet, ohne Rücksicht auf alle Anwesende, der gnädigen Frau den ungeheuren Frevel, den man an ihm und allen hier gewesenen Musikern begangen, zu klagen. „Ach, Ew. Gnaden", rief er schnaufend, „der Spitzbube — der Gauner!" — Frau von Warrens, welche so viel auf Anstand hielt, fragte bestürzt, was ihn zu solchen Ausdrücken berechtigte. „Er ist auf und davon, der Friseur — der Schelm!" — „Was für ein Friseur?" fragte die Dame. „Der verkappte Chevalier, der saubere Herr von Courtilles, der seines Glaubens ein pariser Perückenmacher ist", erklärte heftig der betrogene Geizhals, „ein weitläufiger Vetter von Marion! — Nun seine Ränke an das Tageslicht kommen sollten, hat er das Weite gesucht — —". „Und hat das Silberzeug mitgenommen?" fiel entsetzt der besorgte Haushofmeister ein. „Das nicht" entgegnete Lemaitre, „aber die Bezahlung für mich und meine Leute — das ganze Concert ist er mir schuldig geblieben!" — — Frau von Warrens war ungemein beschämt, daß sie, durch ihre Leichtgläubigkeit verleitet, einem Landstreicher Obdach gegeben hatte, sie enthielt sich jedoch jeder Bemerkung

und äußerte nur, daß es an ihr sey, den Organisten und die Musiker zu entschädigen, worauf Lemaitre eine tiefe, dankbare Verbeugung machte. Rousseau warf einen sprechenden Blick auf die Dame, war aber zu zartfühlend, um ein Wort zu sagen. Der Haushofmeister wollte dagegen mit „Hab' ich es nicht immer gesagt" beginnen, ward aber zur Ruhe verwiesen. Nun endlich öffnete der ältere Deputirte den Kasten, doch so, daß der aufgehende Deckel den Inhalt gegen Jedermann verbarg. Er nahm ein Papier heraus und las: „Der große Rath der Republik hat, auf empfangene Denunciation, von den Aufsätzen Kenntniß genommen, welche in der Genfer Zeitung in Form von Briefen unter dem Namen „Cato, der Censor" erschienen sind. Wenn gleich ein strenger Richter in diesen Aufsätzen die heftige und leidenschaftliche Sprache tadeln muß, ja diesen Tadel bis zu einer Strafe ausdehnen könnte, so will der große Rath doch Verunglimpfungen, welche aus glühendem Patriotismus entspringen, ignoriren, und eingedenk, daß eine republikanische Behörde allen Bestrebungen, selbst irrigen, die dem Gemeinbesten zugewandt sind, mit väterlichem Auge ansehen soll, will Er über die Fehlgriffe des Verfassers wegsehen, um das große Talent, welches er offenbart hat, anzuerkennen." Eine freudige Bewegung machte sich be-

merkbar. Frau von Warrens blickte mit jener Befriedigung auf Jean Jacques, die eine Mutter empfindet, wenn der Liebling geehrt wird. Rousseau traute seinem Gehör nicht, er glaubte, zu träumen. Der Deputirte fuhr fort: „Da der große Rath sich überzeugt hat, daß die Fähigkeiten des Autors dermaleinst seinem Vaterlande zur Ehre gereichen werden, so hält es der große Rath für Seiner würdig, dies Talent aufzumuntern, und sendet demnach dem Verfasser der genannten Briefe beifolgende Zeichen der Anerkennung.“ Nach Ablesung dieses Schreibens nahm der Deputirte aus dem Kasten einen Lorbeerkranz und eine zierliche Börse mit fünf und zwanzig Doppelpistolen und überreichte Beides Rousseau. Der Jüngling war wie aus den Wolken gefallen. Seine Wangen glühten, seine Brust hob sich stürmisch. Er nahm dankend den Kranz aus der Hand des Deputirten und drückte ihn an seine Brust — die Börse zögerte er anzunehmen. Als ihn der Bringer daran erinnerte, sprach er mit bescheidener Ruhe: „Der große Rath konnte mich nicht hochherziger strafen, als durch diese Beschämung. Ich nehme den Kranz und werde ihn niemals aus meinem Auge verlieren. Er soll mich stets lehren, mich zu mäßigen, er soll mich erinnern, wie ein Edler sich rächen muß. Das Geld aber nehme ich nur an, um da-

durch diesen schönen Tag vollkommen zu machen; ich bitte Sie, meine Herren, Zeuge zu seyn, wie ich es anwende. Dies Mädchen hat durch meine Unbedachtsamkeit eine Stelle und ihre Aussteuer verloren. Gott hat mich jetzt in den Stand gesetzt, mein Unrecht zu sühnen, ich befreie meine Brust von einem Vorwurf, wenn ich dem Winke Folge leiste!" — Er ging zu der erstaunten Marion hin und legte ihr die Börse, trotz ihres Sträubens in die Hand. Vergebens stellte sie ihm vor, daß sie keinen Bräutigam hätte — sie mußte seinem festen Willen nachgeben. Frau von Warrens Augen füllten sich mit Thränen der Freude. Die Deputirten schieden mit den Ausdrücken einer aufrichtigen Achtung vor dem Jüngling, des unscheinbaren Uhrmachers Sohn, dem sie eine bedeutende Zukunft prophezeihten. Sie war bedeutend, seine Zukunft, aber — nicht glücklich. Das Große auf Erden soll sich hinwegsehnen von dem Schauplatz des Staubes, deßhalb werden ihm Verfolgung und Leiden zugewogen. Der alte Lemaitre warf einen neidischen Blick auf die Geldbörse in Marions Hand, gratulirte aber dem Jüngling mit Devotion. Claude=Anet wollte wieder beginnen: „Hab' ich es nicht immer gesagt", aber Frau von Warrens winkte Allen, sich wegzubegeben. Marion, deren Bräutigam sich ihrer unwürdig gezeigt hatte, sah mit einer Mischung von Dankbarkeit und Sehnsucht auf den Jüngling und war die Letzte, welche den Pavillon verließ. Als Rousseau sich mit Frau von Warrens allein befand, fragte er zitternd vor Freuden: „Nun, Mutter, bin ich Deiner Liebe werth?" — Die treffliche Frau schloß ihn gerührt an ihre Brust und rief: „Ich bin stolz auf Dich, Jean Jacques, die Nachwelt wird mich nennen, weil Du mich ausgezeichnet hast!" — —

IV.

Der gespenstische Sänger.

Phantasiestück.

Man gab im Theater zu *** zum ersten Male die Oper: „Robert der Teufel“. Es gelang mir nach vieler Mühe, einen Platz neben einem Pariser Elegant, ebenfalls Reisenden, zu erhalten. Eine ungeduldige Spannung malte sich auf den Gesichtern der zahlreichen Versammlung.

Der Vorhang hebt sich. Jeder setzt sich zurecht, stützt sich, reckt den Hals, um ja keine Note der hochberühmten Musik zu verlieren. Bertram tritt auf, er will den ersten Satz singen, er öffnet den Mund — aber kein Ton kommt daraus hervor. Robert frägt ihn leise, ob er den Eintritt vergessen habe. Bertram schüttelt den Kopf, versucht noch einmal, den Ton zu nehmen — umsonst. Ihn schwindelt, er setzt sich verzweiflungsvoll auf den Sessel nieder und deutet an, daß er nicht singen könne.

„Er kann nicht singen!“ rufen funfzig Gutsbesitzer zu gleicher Zeit; „was soll das werden?

Wir haben zehn Meilen gemacht, um Robert zu hören! Wir müssen ihn hören!“

Bertram machte noch eine Anstrengung. Er erhob sich, das Orchester, welches bis jetzt stumm gewesen war, setzte ein. Bertram öffnete den Mund — kein Ton kam aus seiner Kehle.

Der Musikdirector drehte sich um und sagte: „Ein plötzliches Verlöschen der Stimme!“

„Es gibt kein Verlöschen der Stimme!“ riefen zwanzig junge Männer im Parterre und eben so viele Rohrstöcke erhoben sich.

Ein Herr bückte sich aus der Loge und befahl, einen Arzt herbeizurufen. „Ist ein Arzt anwesend?“ fragte man. Allgemeine Stille. — „Man muß Dr. Stern holen lassen!“ verlangten Einige. Es geschah.

Doctor Stern saß unter Freunden beim Mittagsessen. Er trank noch geschwind zwei Gläser Rheinwein und begab sich nach der Bühne. Er fühlte Bertram den Puls, untersuchte den Hals links und rechts und sagte endlich ernst und trocken: „Die Aufregung der Scene hat die Nerven erschüttert. Dem Manne ist Ruhe nothwendig und ein Seebad!“ — Darauf entfernte sich der Arzt.

„Was? Ruhe? Seebad?“ exclamirten die Gutsbesitzer, „hier gibt's keine See! Und wenn auch

eine da wäre, kriegten wir dadurch Robert den Teufel zu sehen? Wir müssen Robert den Teufel, beim Teufel, sehen!" Tausend Stimmen echo'ten: „Robert den Teufel!" — Man pochte, man lärmte, man pfiff, dazwischen brüllte man: „Robert den Teufel!" und endlich, der Kürze wegen, bloß: „Den Teufel! den Teufel!"

Der Regisseur trat vor. Man gebot Ruhe. Er machte drei Verbeugungen. Die Versammlung hing an seinen Lippen.

„Verehrungswürdiges Publikum," sprach er, „ein reisender Künstler, der sich zufällig anwesend befindet, weiß die Rolle des Bertram und hat sich erboten, sie zu spielen. Ich schätze mich glücklich—". Ein donnernder Applaus unterbrach ihn. Er zog sich zurück.

Der neue Bertram wurde mit Jubel empfangen. „Sieh da!" rief mein Pariser Nachbar, der Alles verstand und Jedermann kannte, „den habe ich im Feydeau als Zampa debutiren gesehen. Er ist nicht besonders, der Mensch, aber heut hilft er aus Verlegenheit!"

Im ersten Aufzuge hatte der neue Bertram ziemlichen Erfolg; man applaudirte jedoch mehr seiner Gefälligkeit, als seinem Talente. Der Pariser rief bei jeder Pause: „Ach, das ist kein Le-

vasseur! Das ist kein Levasseur! Haben Sie Bertram von Levasseur gehört? Dieser Florival — oder wie er heißt — hat gar nicht das Dämonische! Wo hat er nur das Costume aufgetrieben? Sie sollten einmal Levasseur — —".

Ein ernsthafter alter Mann in seiner Nähe unterbrach ihn barsch: „Mein Herr, verschonen Sie uns doch mit Ihrem Levasseur! Lassen Sie uns die Musik hören und nicht Ihr Geschnatter!"

Im dritten Aufzuge, nach dem Duett, wenn Bertram singt: „Fürst der gefallnen Engel", verbreitete sich Grauen über das Auditorium. Es lag etwas tief Erschütterndes in der Stimme des Vortragenden. Der unsichtbare Chor war von außerordentlicher Wirkung. Er brauste herauf, wie ein unterirdischer Orkan, man glaubte ein Erdbeben zu empfinden. Ein geisterhaftes Orchester schien dem wirklichen zu accompagniren, es zu überbieten und den Athem eines Riesen in die Blechinstrumente zu blasen. Von Zeit zu Zeit blickte der Dirigent, bleich wie ein Todter, um sich her, zu erforschen, woher diese entsetzlichen Klänge kämen, aber er konnte nirgend einen bestimmten Ausgangspunkt entdecken, sie ertönten überall. Ueber ihnen schwebte stets hörbar und dominirend die Stimme Bertrams, bald schmeichlerisch, wenn er Alice zu

sich bescheidet, bald schneidend in eiskaltem Spotte, immer aber metallvoll und harmonisch. Wie ein rollender Donner tönte sein: „Nun bist Du mein!“ und diesem Satze folgte ein Pfeifen, wie dem Flug einer Bombe. Alice lag da unter Bertrams ausgestreckter Rechte, wie die Taube unter der Geiersklaue. Die Darstellerin, ein kokettes und sinnliches Geschöpf, fühlte sich, wie es ihr niemals begegnet war, von furchtbarer Gewissens-Angst ergriffen. Sie vergaß, daß Alles Spiel sey — der Athem Bertrams hatte sie wie glühender Schwefeldunst berührt. Sie stieß ein ohrzerreißendes Geschrei, oder vielmehr Gekreisch aus, nicht wie es die Kunst sie gelehrt hatte, sondern wie es eine Mutter hören läßt, die ihr einziges Kind von Wagenrädern zermalmen sieht. Sie stürzte besinnungslos zusammen. Die Zuschauerinnen standen auf, im Gesicht bläulich weiß; die Blicke waren irr. Sie hingen sich in unerträglicher Angst an die Arme der sie begleitenden Herren. Einige lachten, Andere weinten, Viele zuckten in Krämpfen. „Vorhang herunter!“ rief man. Der Vorhang fiel.

„Das ist doch merkwürdig,“ sagte mein junger Pariser, „die Damen sind für Eindrücke empfänglicher, als Wachs. Wie kann man sich einer gewöhnlichen Täuschung so hingeben! Wenn der

Mann als Bertram solche Stimmung hervorbringt, so möchte ich wohl einmal erleben, daß Levasseur—".

Diesmal unterbrach er sich selbst. Jeder hat eine Scheu, sich unter vielen schweigenden Leuten allein reden zu hören, und es herrschte eine Stille um uns her, die mit der eines Kirchhofs verglichen werden kann. Während einer ganzen Weile schien es Niemand zu wagen, seinen Empfindungen Worte zu geben, der Pariser war der Einzige gewesen, der die ganze Sache auf die leichte Achsel nahm. Nachdem er sich aber auch den Mund verboten hatte, ließ sich auch kein Räuspern, kein Athemzug vernehmen.

Erst nach einer langen Pause war es, als ob die Versammlung aus einem Starrkrampfe zu sich käme. Man sah Bewegung in Logen und Parterre, und es wurden auch einige Bemerkungen laut. Darüber war man einig, daß die Vorstellung durch den Eintritt des Fremden keinesweges verloren habe. Selbst die zartfühlenden Damen, welchen durch die Scene zwischen Bertram und Alice Krämpfe zugezogen worden waren, hatten den Schrecken vergessen und ergossen sich in Lob über den Gastspieler, der bei aller Frazzenhaftigkeit des Aussehens doch einen gewissen Adel verrieth und in seinen Manieren darthat, daß er nicht vom

Pöbel, sondern von guter, d. h. nobler Familie stamme.

Voll Begier erwartete das Publikum die Nonnenscene. Die Hysterischen unter dem schönen Geschlechte konnten es gar nicht erwarten, sich von Neuem zu entsetzen und sich Krämpfe zuzuziehen.

Endlich erhob sich der Vorhang, man sah die Gräber der Nonnen. Was sich aber nun zwischen denselben begab, machte das Blut erstarren. Würde ich ein hundertjähriger Greis, die Scene stellte sich bis an mein Lebensende dem Gedächtniß dar und erfüllte mich mit Zagen! Meine Feder versagt mir den Dienst, indem ich sie beschreiben will, die Buchstaben scheinen ihre schwarze Farbe zu verlieren, in Schwefelgelb sich zu verwandeln und zu leuchten wie Phosphor! — Bertram trat auf. Wahrlich, es war keine Täuschung, seine Gestalt hatte sich während des Zwischenaktes verlängert, er erschien einen guten Fuß größer, wie früher. Der Schauplatz war ganz in Dunkel gehüllt. Das Gebäude hatte gar keinen Lüster, und wenn es auf der Bühne Nacht ward, so hüllte Nacht auch den Zuschauer-Raum ein. In diesem allgemeinen Düster sah man nur Bertrams Augen in grünlichem Lichte schimmern, etwa wie zwei in einer Gewitternacht vergessene Sterne am Himmel. Die Instru-

mente tönten mit einer nie gehörten Gewalt, so donnernd, kreischend und betäubend, daß der Taktstock des Dirigenten wie fest gebannt in der Luft blieb, weil der Mann vor Erstaunen nicht weiter wollte. Er hörte eine ungeheure Masse von Klängen, die sämmtlich in der Partitur nicht verzeichnet standen und die doch mit der vorhandenen Harmonie übereinstimmten. Gleiches Erstaunen lähmte Lippen und Hände des Orchesters — die Begleitung verstummte. Bertram sang den Aufruf, er schien sich mit unsichtbaren Instrumenten selbst zu begleiten. Die Töne, welche seiner Kehle entströmten, rüttelten die Nerven wie ein tausendfacher Tam-Tam, und sie summten nach, wie eine ungeheure Glocke unter dem Schlage des Hammers. Als die Nonnen sich um Bertram reihten, schienen sie blaß unter der Schminke; die Zähne schlugen an einander, wie in einer fürchterlichen Todesangst. Auf die Aebtissin machte der Sänger den schneidendsten Eindruck, sie vermochte seine Nähe nicht zu ertragen und stürzte ohnmächtig nieder, wobei sie sich an dem Kreuz, welches um ihren Hals hing, gefährlich verwundete. Man mußte sie blutend auf dasselbe Grab legen, in welchem sie vor Kurzem erst eine Todte vorgestellt hatte. Wie eine plötzliche Epidemie ergriff der Schrecken nun sämmtliche

Nonnen, sie wollten entfliehen und besaßen doch nicht die Fähigkeit, ihre Glieder zu gebrauchen. Nicht allein ihrer, sondern auch der ganzen Zuhörerschaft bemächtigte sich jene furchtbare Beklommenheit und Angst, die man während eines bösen Traumes empfindet, wenn man, von gräßlichem Tode bedroht, weder schreien noch sich bewegen kann. Die Finsterniß, die dröhnende Stimme Bertrams, das Funkeln seiner Augen, die bebende Nonnenschaar, die Doppelreihe von Gräbern, die Regungslosigkeit des Orchesters, und endlich ein seltsamer Dunst, der sich durch alle Räume ergoß, wie Dampf von Schwefelquellen, erschreckten auch die Muthigsten im Publikum, und diese suchten den Ausgang. Ihr Forteilen war das Signal zu allgemeiner Flucht. Die Damen stürzten aus den Logen, Einige wurden ohnmächtig oder in Krämpfen hinausgetragen; Kinder schrieen und jammerten nach den verlornen Eltern. Während dieses Tumultes fiel der Vorhang, aber mit einem Lärmen, als ob eine riesige Eiche von einem Donnerschlage gespalten würde, und das ganze Haus wankte, wie durch eine Erderschütterung in seiner Grundfeste bedroht. Das Gedränge bei dem Ausgange war furchtbar, man hätte glauben sollen, ein verzehrendes Feuer bemächtige sich der Logen-

brüstungen und Jedermann trachte, dem Flammen- oder Erstickungstode zu entgehen. Es brauchte kaum einiger Minuten und das Schauspielhaus war leer.

Der junge Pariser befand sich mir zur Seite, als wir dem allgemeinen Strom folgten; er schien sich nicht gern von dem Schauspiel zu trennen. Vor dem Portal angekommen, sagte er zu mir, seinen zerdrückten Anzug so gut wie möglich wieder herstellend: „Was das nun ist! Läuft Alles davon, wie besessen und doch haben wir noch zwei volle Akte zu fordern! — Ha! da kommt mir eine Idee! Ich lade den Herrn Bertram ein, mit uns eine Bowle Punsch zu leeren. Ich kenne ihn persönlich, er heißt — — wie heißt er doch? — Florival oder Florval. Er reicht zwar Levasseur nicht das Wasser in dieser Partie, aber er hat sich doch seit einigen Jahren höllisch gebessert. Kommen Sie mit, Sie sollen ihn kennen lernen, er ist ein sehr guter Gesellschafter.“

Ich war in der That neugierig auf diese Bekanntschaft und folgte dem Pariser auf die Bühne hin nach. Hier war Alles still und einsam. Der junge Pariser rief: „Florival! Floriral! Lassen Sie sich sehen, es sind Kunstkenner hier, die Ihnen das Kompliment machen wollen!“ — Der alte Theatermeister, mit einer Laterne in der Hand,

ging dicht an uns vorüber. „Halt," rief der Pariser, „er wird sich in seinem Zimmer auskleiden!" Er ergriff den Arm des Theatermeisters und fragte, wo Herrn Florivals Ankleidezimmer sey. „Sie meinen den Herrn, welcher den Bertram gesungen hat?" — „Denselben." — „Den suchen Sie hier vergebens, er ist nach dem dritten Akte verschwunden." — „Verschwunden?" — „So ist es, mein Herr, wir haben ihn überall vergebens gesucht, und wir suchen emsig, denn wir sind gewohnt, von Gastspielern ein Trinkgeld zu bekommen. Es war keine Spur von ihm zu finden. Wie er gekommen ist, so ist er auf und davon. Ich bin eben nicht furchtsam, aber wenn der oft mitspielte, so ließ ich mein Brod im Stich. Ich kann nichts sagen, als Gott schütze uns vor — — gute Nacht, meine Herren!" — Er ging, wir folgten ihm nach und benutzten den Schein seiner Leuchte, um uns durch die Gänge zurecht zu finden. Wir sahen an den Mauern schwere Tropfen hangen, es war, als wenn der Angstschweiß auf einer Menschenstirn perlte. Ich holte tief Athem, als ich mich im Freien befand. Der Pariser nahm Alles von viel leichterer Seite. Er lachte über die Neigung der Deutschen zur Romantik. „Diese Deutschen," sprach er, mich vertraulich unter den Arm nehmend und we-

nig daran denkend, daß er zu einem dieser Deutschen redete, „sind außerordentlich wundersüchtig. Sie sehen in den natürlichsten Ereignissen übernatürliche Dinge. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie in dem Darsteller des Bertram einen Mephistopheles suchten. Sie sind nicht gewöhnt an gute, charakteristische Repräsentation. Wenn dieser Florival auf die Gutsbesitzer der Rheingegend solchen Eindruck machte, da er doch nur vom Feydeau ist, was richtete erst Levasseur für Unheil unter ihnen an. Florival spielte allerdings den Teufel recht erträglich, aber man kann sagen, Levasseur ist der Teufel selbst! — Die Deutschen können übrigens wenig dafür, es sind ihre Dichter, welche ihnen die Richtung geben. Wir sind jetzt ganz vertraut mit der deutschen Literatur und dürfen also über sie urtheilen, wie über die unsrige. Schiller hat sich in dieser Hinsicht Vorwürfe zu machen. Sein Werthehr hat eine falsche Sentimentalität erweckt und der Teufelsspuk in Fohst ist die Ursache, daß man hinter jedem Ofen einen Dämon sieht — keinen Pudel anblickt, ohne den Teufel in ihm zu vermuthen. Kant, Gotzbou, Offmann, Fischte — Alle haben überspanntes Zeug geschrieben, bei dem den Deutschen graut, worüber aber wir Andern, d. h. wir Fran=

zosen, lachen müssen. Wir wollen ihnen übrigens Talent zur Philosophie nicht absprechen — es ist jetzt Mode sogar, daß wir die Deutschen citiren; durch das fortgesetzte wissenschaftliche Reisen unserer großen Männer in Deutschland erfahren wir Manches über die Nation, was uns einen gewissen Grad von Achtung einflößt.“ Er hielt mir noch immer eine Vorlesnng über mein Vaterland, als wir schon bei dem Abendessen saßen. Es lag viel Bonhomie in dem Mann, eine gewisse liebenswürdige Oberflächlichkeit, ich ließ mich geduldig anreden und unterhielt mich besser dabei, als wenn ich versucht hätte, seine Irrthümer zu berichtigen. Anderen Tages sollte ich der Einladung eines Barons von *** in der Nachbarschaft folgen, ich schlug meinem Pariser Freunde vor, ihn in der Familie einzuführen. Er nahm dies gern an. „Es ist nah,“ sprach er dankend, „kaum eine und eine halbe Pfeife weit, wie ein Deutscher sagen würde, ich werde mich glücklich schätzen, von der Gesellschaft zu seyn.“

Wir trafen ohne Abenteuer auf dem Gute des Barons *** ein. Die Besitzung erinnerte so recht lebendig an die Feudal-Zeiten: Fichtenwälder, kleine See'n, mit todten Blättern garnirt, Eremitagen, Weiden, welchen die Heerden fehlten, Teiche

ohne Fische, wasserlose Fontainen, nirgend Menschen, Melancholie überall.

Ich hatte meinen Pariser Freund vorgestellt und er war mit echter deutscher Gastfreundlichkeit aufgenommen worden. Der Baron besaß eine einzige Tochter, welche als Zierde der Gegend galt. Sie zählte ihre volle siebenzehn Jahre, hieß Margareth und glänzte in der sanften Schönheit, die den Blondinen eigen ist. In ihrem blauen Auge lag der Frieden des Himmels, kein Zug der Leidenschaft war dem reinen Antlitz aufgeprägt. Doch schien ihr Herz bereits von der Liebe berührt. Ein junger Offizier, Louis von ***, ihr Vetter, befand sich auf Urlaub anwesend, und ich glaube bemerkt zu haben, daß Beide ein beglückendes Einverständniß unterhielten, welches von den Eltern gebilligt wurde. Dies schien dem Pariser nicht eben viele Freude zu gewähren. Er betrachtete die germanische Schönheit mit lüsternen Blicken, fand aber das Schlimmste, was man finden kann, Gleichgültigkeit, die sich unter ausgesuchter Höflichkeit versteckt.

Vor dem Abendessen lud mich der Pariser ein, mit ihm einen kleinen Spazirgang in den Wald zu machen. Ich folgte. Wir gingen ein Weilchen schweigend neben einander her. Endlich begann

der lebhafte Franzose die Conversation. „Es ist doch eigentlich recht langweilig auf deutschen Gütern,“ sprach er, „der Ton hat etwas von einem Trappisten-Kloster. Die kleine Blondine ist artig genug, aber im Grunde liebe ich die Blondinen nicht.“ — „Wenn sie sich unempfindlich zeigen?“ fragte ich lächelnd. — „Sie Alle sind kalt und taugen nur als Heldinnen für sentimentale Romane,“ entgegnete der Pariser. — „Sie sind kalt, wenn sie nicht lieben!“ warf ich mit Nachdruck ein. — „Sie müssen es mir nicht übel nehmen,“ fuhr mein Begleiter fort, „ich bin durch Sie hier eingeführt worden, also mag eine Unartigkeit darin liegen, wenn ich sage, daß ich mich ennuyire.“ — Ich bat ihn um Freimüthigkeit und versicherte ihn, daß gerade sein rückhaltloses Aussprechen alles Dessen, was er denke, meine Zuneigung zu ihm rege gemacht hätte. Er schien sehr erfreut über diese Aeußerung und säumte nicht, von der empfangenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. „Ich bin durch das Verkehren in unseren Salons zu sehr verwöhnt,“ sagte er, „mir kommt der Ton in deutschen Häusern zum Sterben fade vor. Die jungen Damen sind so zurückhaltend und sehen uns mit einer Tugend an, die uns an die schneeigen Steppen Moskau's erinnert. Sie scheinen zu viel

nachzudenken. Ich mag es gern, wenn ein weibliches Wesen schwatzt, sey es auch unbedacht. Ein kleines Abenteuer muß sich immer anzetteln, sonst fehlt bei der Geselligkeit das pikante Interesse. Befinde ich mich in einem unserer Salons, so fällt mein Auge gewiß wenigstens auf Eine unter den reizend toilettirten Damen, qui me fait des yeux doux, oder sonst quelque petit signe! Das spornt an, man will den Liebenswürdigen zeigen und spricht mit Feuer und Witz. Hier sieht man ein, daß man dasselbe erreicht, ob man guter oder langweiliger Gesellschafter ist, man wählt also das Letzte, als das Bequemste. Ich will froh seyn, wenn ich nach Frankreich zurückgekehrt bin. Sehen Sie sich um, wie traurig und öde ist Alles! Kein Teufel mag den Weg wählen durch diese Gegend ohne Reiz, ohne Leben!" — Ich machte ihn aufmerksam, daß gerade, während er sich beklage über die ungestörte Einsamkeit, zwei Reiter in gestrecktem Galopp die Straße herauf kämen. — „Wahrhaftig," rief der Pariser, „nun, das sind ein paar fahrende Ritter, die sich verirrt haben, oder gar Spukbolde! Sie reiten aber, wie der Satan! — Lassen Sie uns doch dem Wege etwas näher treten, es thut mir wohl, menschliche Gesichter zu sehen!" — Wir thaten also. Wir konnten einen

Herrn und einen hinter ihm reitenden Bedienten unterscheiden. Beide Pferde waren schwarz.

Obgleich der Fremde sehr scharf bis dicht vor die Stelle, welche wir einnahmen, galoppirte, so war doch der Lauf des feurigen Thieres augenblicklich gehemmt, als er sich an unserer Seite befand. Dies Pariren hatte etwas Wunderbares, der Pariser meinte, er habe es schon besser gesehen. Mir kam es vor, als ob eine heranfliegende Krähe sich plötzlich in den Weg niedergelassen hätte. Der Reiter wandte jetzt sein Gesicht gegen uns. „Welch ein seltsamer und erfreulicher Zufall!“ exclamirte der Pariser, „er ist's! Der Sänger des Bertram! Florval — oder Flórival! Bon jour, lieber Florival! Wir haben Sie gestern gesucht! Sie kommen uns gerade recht! Ich stelle Ihnen meinen Freund, Herrn ***, vor. Sie müssen Ihren Spazirritt unterbrechen und uns auf das Schloß folgen. Der Baron *** ist ein liebenswürdiger Wirth und muß sich außerordentlich freuen, ihre Bekanntschaft zu machen. Solch ein Besuch kommt ihm nicht alle Tage.“

Der Reiter lächelte seltsam. Ich unterstützte natürlich die Einladung meines Begleiters. Florval entgegnete mit vielem Schliff: „Ich werde sehr

gerne folgen, wenn ich den beiden Herren keine Unbequemlichkeit bereite.“

„Unbequemlichkeit!“ rief der Pariser, „im Gegentheile, ein wahres Vergnügen. Wir ennuyiren uns bis jetzt zum Teufelholen. Nun wir einen Sänger bei uns haben, wird das Ganze ein ander Ansehen erhalten. Wir werden singen, hören, plaudern über die gestrige Vorstellung — Herr Florival, ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie haben als Bertram recht viel geleistet. Wenn ich Ihnen das sage, so darf es als etwas gelten. Sie müssen wissen, daß ich Levasseur — —“

Während der Pariser sein Steckenpferd ritt, gewann ich Ruhe, mir den Sänger genau zu betrachten. Er war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren. Seine Züge waren höchst unbestimmt, zuweilen schienen sie abschreckend häßlich, doch fühlte man sich von dem Ausdruck geistreichen Spottes, der um den Mund schwebte, angezogen. Sein Haar war schön schwarz und glänzend, sein Auge zeigte jenes drohende Graublau, welches wir an tief ziehenden Gewitterwolken erblicken, und seine Gestalt war edel und biegsam. Er war sehr modern gekleidet. Als er während des Sprechens den Mantel zurückschlug, konnte ich dies deutlich bemerken. Er trug einen dunkelblauen Frack mit

Knöpfen, die so blank waren, daß sie Funken zu sprühen schienen, ein schwarzsammtnes Gilet und graue Beinkleider. Die Letzten schienen dem Pariser, der sehr streng in Beurteilung der Toilette war, einigen Anstoß zu gewähren, denn sein Blick haftete ernst und lange auf ihnen und zwar auf der Gegend des Knie's. Ich fand bald die Ursache. Entweder war das linke Knie des Reiters geschwollen oder sein Schneider hatte das Beinkleid an dieser Stelle zu enge gemacht. Wenigstens zeigte ein Riß im Tuche, daß sich das linke Bein gewaltsam Raum zur Bewegung hatte machen müssen.

Wir kamen im Schlosse just an, als sich eben die Familie zum Abendessen niedersetzen wollte. Der Pariser, eben erst selbst eingeführt, stellte den Sänger mit jener höflichen Keckheit vor, die in der großen Welt Mode ist. „Wir glaubten besonders der Frau Baronin eine angenehme Ueberraschung zu bereiten", sprach er, „indem wir diesen ausgezeichneten Künstler veranlaßten, in das Schloß einzukehren. Da Sie schon so viel von der gestrigen Vorstellung der Oper „Robert der Teufel" gehört haben, Wahres und Erdichtetes, oder doch Uebertriebenes, so dacht ich, dieser Herr könne uns darüber am Besten Aufklärungen geben."

„Aufklärungen?" nahm Florival das Wort

mit einer Stimme, die klang, als ob Jemand sehr stark durch ein Sprachrohr redete, „ich weiß in der That nicht, was in der Rolle, die ich mit einiger Wahrheit zu spielen mir schmeichle, so sehr in Erstaunen setzen konnte! Die Damen haben nur allzuschwache Nerven, Nerven wie ganz feine Instrument-Saiten, und meine Stimme fährt darüber hin, wie ein Bogen. Alles ganz natürlich! Die Kunst hat geringen Antheil daran!"

Die Damen wurden sämmtlich blaß.

„Sie sind bescheiden, wie jeder wahre Künstler", entgegnete ihm der Pariser, „aber erlauben Sie meiner Neugier eine Frage: warum haben Sie sich nach dem dritten Aufzuge so schnell entfernt?"

„Es verdroß mich, daß die Nonnen so falsch kostumirt waren", erklärte der Sänger; „wenn ich sie rufe aus den Gräbern, so müssen sie nicht mit Kreuzen kommen."

„Entschuldigen Sie", unterbrach ihn hastig der Pariser, „sie gehen eben so, wenn Levasseur den Teufel spielt. Haben Sie Levasseur gesehen?"

Der Sänger lächelte: „Levasseur ist nur meine Copie!"

Der Pariser war sichtlich betroffen, er schien das, was er über des Gastes Bescheidenheit gesagt hatte, in der Stille zurückzunehmen. Er fragte

nicht ohne Ironie, warum der Sänger denn nicht in der **Rue Lepelletier** debutirte. Der Sänger erwiderte kurz: „Weil man nahe dabei in der **Rue Laffitte** eine Kirche gebaut hat.“

Der Bediente meldete, daß das Essen bereit sey.

Die Tafel war in einem geräumigen Saale gedeckt. Dunkle Tapeten mit Goldleisten=Verzierung überkleideten die Wände. Vier Portraits in Lebensgröße, Vorfahren des Herrschaftsbesitzers vorstellend, hingen in den Winkeln, ein altmodischer Kronleuchter spendete sein Licht. Zwischen den hohen Bogenfenstern stand eine colossaler Flügel, auf welchem wohl seit Jahren nicht gespielt seyn mochte.

Der Pariser bestrebte sich, des schönen blonden Fräuleins Hand zu erhaschen, als man sich zur Tafel begab, und der fremde Sänger, als ob er dies gern begünstigen wollte, verflocht den jungen Offizier durch Fragen in eine Conversation. Aber Margareth wußte sich auf geschickte Weise der ihr zugedachten Ehre zu entziehen, indem sie affektirte, daß eine Wirthschaftsangelegenheit sie hinwegriefe. Sie empfing von der Mutter einen kleinen Schlüssel und war verschwunden. Der Franzose machte **bonne mine au mauvais jeu** und nahm die Baronin. Der Sänger schien unzufrieden mit diesem

Arrangement, er brach die Unterhaltung mit dem Offizier ab und suchte Margareth mit seinen stechenden Blicken. Beim Treppensteigen bemerkte ich, daß er mit dem Fuße, an welchem die Bekleidung den seltsamen Defekt blicken ließ, leicht hinke; er mußte sich also Schaden zugefügt haben.

Man nahm Platz. Neben dem Offizier blieb der Sessel leer; dies zeigte deutlich, daß die Tochter vom Hause gewohnt war, an der Seite ihres Vetters bei der Tafel zu sitzen. Mein Nachbar war der Baron. Uns gegenüber fand der Sänger seine Stelle. Margareth kam jetzt wieder herein und ließ sich mit einem anmuthigen Lächeln der Zufriedenheit nieder. Der Pariser machte sich an seiner Halsbinde zu thun, um seinen Verdruß zu verbergen. Der Sänger fixirte das Mädchen dreister, als es der Anstand erlaubt. Margareth richtete das große, blaue Kinderauge sehr ruhig und gleichgültig auf ihn, welches ihm nicht angenehm schien, denn er veränderte sogleich die Richtung seines Blickes und sah über sie weg nach dem Portrait, welches hinter ihr hing. Mein Auge folgte dem seinen. War es eine seltsame Wirkung der Beleuchtung, oder hatte mich irgend Etwas geblendet: das Bild schien sein Colorit geändert zu haben. Ich hatte es früher schon aufmerksam betrachtet und

da fielen mir die gesund=blühenden Wangen des Mannes, die schöne Farbe des Mundes und die edle weiße Stirn auf. Jetzt war das Blut von den Wangen gewichen, die Lippen schienen bläulich und die Stirne war in Falten gezogen und geröthet, wie in Angst oder Wuth. Der Sänger sah nach dem Bilde aufmerksam und, wie es mir vorkam, mit einem grausamen Hohne. Der Baron wurde dessen gewahr. „Was Sie so unverwandt anblicken“, sprach er, „ist das Bild meines Aeltervaters.“

Der Sänger lächelte seltsam und antwortete: „Ich habe ihn sogleich wieder erkannt.“

„Das ist kaum möglich“, nahm Jener das Wort, „er starb im Jahre 1743. Das Landvolk hatte ihm einen wunderlichen Beinamen gegeben, dessen Ursprung ich mir nicht zu erklären vermag.“

„Welchen?“

„Rudolph, den Verdammten.“

„O sprich davon nicht, lieber Vater,“ unterbrach den Baron die sanfte Margareth, „Du weißt, es ist der einzige Gegenstand, welcher meine Nerven so gewaltig erschüttert, daß ich meine ganze Ruhe verliere!“

Der Baron schwieg. Margarethens Züge waren unruhig, ihr blaues Auge strahlte von fieber=

hafter Gluth. Der Sänger faßte sie jetzt wieder scharf und gebietend in den Blick. Todtenstille herrschte. Man begann zu essen.

Der Sänger und Margareth aßen nicht. Der Jungfrau Körper war vorgebogen, nach der Stelle hin, wo der Sänger saß, sie hing an dem Strahl, der aus dessen Auge strömte und war sichtbarlich wie von einer magischen Gewalt ergriffen. Ihre Brust wogte, wie die einer jungen Verheiratheten bei dem letzten Tanze auf dem Hochzeitsballe. Sie führte endlich ein mit Wasser gefülltes Glas zu den Lippen, setzte es jedoch, ohne getrunken zu haben, wieder hin. Ihre rosafarbigen Fingernägel spielten auf dem Rande des Gefäßes, so daß dieses einen leise klingenden Ton angab. Sie verfiel in ein tiefes Sinnen und beunruhigte mich durch die erschreckend bleiche Farbe in ihrem Antlitz. Ich wollte sie gern zerstreuen und richtete eine von den gewöhnlichen und nichtssagenden Fragen an sie, die so oft in Augenblicken der Verlegenheit als Nothbehelf dienen müssen. Sie ward höchst unangenehm durch meine Anrede berührt und schien zu kämpfen, ob sie mir antworten solle. Offenbar stand sie unter einem unbekannten mysteriösen Einfluß, der ihre Sprache hemmte. Sie bewegte die Lippen, aber nur ein schwerer Seufzer quoll daraus

hervor. Plötzlich öffneten sich ihre Augen übernatürlich weit, sie starrte dem Sänger krampfhaft in das Gesicht, ihre Wangen wurden bläulich weiß, wie die einer Todten und sie sank mit dem Ausrufe „Rudolph, der Verdammte“ ohnmächtig zurück. Alles gerieth in Bestürzung. Der Sänger allein verlor keinen Augenblick seine Ruhe, er trank mit einer freudigen Hast seinen Wein aus. Man sprang der Ohnmächtigen bei. Der junge Offizier war untröstlich. Die Mutter legte Margarethens Haupt an ihre Brust und wusch ihr mit Wein die Schläfe. Während dessen heulte draußen ein furchtbarer Orkan, die alten Bogenfenster bebten und die Flammen der Kronleuchter-Kerzen wurden ganz danieder-geweht, obgleich jeder Eingang verwahrt war. Der Pariser flüsterte mir zu, daß eine unpassende Lekture Schuld an solchen hysterischen Zuständen sey, das Mädchen werde wohl in ihren Mußestunden sich mit deutschen Gespensterbüchern die Zeit vertreiben, und dann errege ein Wort, wie „Verdammter“ sogleich Entsetzen. Gefahr sey übrigens bei solchen Anfällen nicht. — Der Sänger mußte diese Worte gehört haben, ob er gleich sehr fern von uns war und sie außerordentlich vorsichtig, wie man sich denken kann, geäußert wurden. Er kau'te an einem Bissen Brod und sprach laut und

ohne alle Schonung: „Nichts ist's! Jungfräuliche Reizbarkeit! Gewöhnliche Krankheit der Bräute — geht vorüber! Sie erholt sich schon!“ —

In der That richtete sich Margareth in diesem Augenblick empor, sah fragend um sich und bedauerte sehr, eine plötzliche Störung verursacht zu haben. Der junge Offizier war glücklich. „Es ist so erschrecklich heiß hier,“ klagte die Wiedererwachte, „wenn ich nur ein wenig frische Luft einathmen könnte.“ „Wir wollen die Fenster öffnen,“ meinte der Baron, „das Unwetter scheint vorüber zu seyn!“

Da sich gerade kein Diener im Saale befand, so eilte ich, seinen Wunsch zu erfüllen. Es lag über der Landschaft ein wunderbarer Schein, zu gelblich für Mondesstrahl, zu matt für Sonnenlicht. Ein Feuer-Reflex konnte nur diese Wirkung hervorbringen, und unerklärlicherweise schien das Schloß der Punkt, von welchem die Beleuchtung ausging. Man mußte wohl im Souterain, vielleicht in der Küche sehr hellloderndes Feuer haben — aber die Schatten fielen doch, als ob der Lichtquell sich an der Stelle befände, wo ich stand, oder doch in meiner Nähe. Die Luft war übrigens ganz ruhig, mehr als ruhig, todt, wie kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters. Aber ein gellendes und krächzen-

des Vogelgeschrei schlug an mein Ohr, es war als ob die Thiere abscheuliche Variationen über ein kurzes Thema sangen und dieses Thema's Worte klangen stets wie: „Rudolph der Verdammte!" — Dazwischen ertönte ein unheimliches Gelächter, roh und wüst. Mir war sehr bang, daß des Mädchens Gehör diesem Wald-Conzerte nicht fremd bliebe, in solchem Falle hätte sich gewiß ihr Krampf-Anfall erneut. Doch schien ich allein ausersehen, Kenntniß davon zu bekommen. Man war wohl zu sehr mit der Kranken beschäftigt. Es rieselte mir über den Leib.

Ein helltönendes Wiehern von Pferden ließ sich aus dem Hofraum herauf vernehmen. Florval meinte lächelnd, daß seine Rappen ein Conzert anstimmten. „Sie stehen nicht gern in einem Stall," sprach er, „die Thätigkeit ist ihnen zur anderen Natur geworden. Hurrl wird seine liebe Noth mit ihnen haben!"

„Urrl?" fragte der Pariser neugierig, „wer ist Urrl?"

„Mein Diener," entgegnete der Sänger.

„Das ist ein fürchterlicher Name!" nahm der Pariser das Wort, „wie schreiben Sie Urrl?"

„Ich schreibe nie," antwortete der Sänger trocken.

Der Pariser schüttelte den Kopf; es wollte ihm nicht in den Sinn, daß ein Künstler sich niemals der Feder bediene. Er wußte, daß Levasseur oft schrieb.

Das Wiehern der Pferde wurde stärker, es lag etwas Unheimliches in diesem Tone; man konnte nicht zweifeln, daß er von Pferden herrühre und doch klang er zum Theil wie Löwengebrüll. Die Gesellschaft wurde unruhig.

„Ich will doch hinunter zum Stalle gehen," sagte der Pariser, „ich weiß mit Pferden Bescheid. Es ist zu fürchten, daß die fremden Thiere mit den einheimischen in Streit gerathen. Das Nichtinterventions-Princip findet bei Pferdeställen keine Anwendung — da unten soll bald Friede seyn!"

Er stand auf und schob seinen Stuhl zurück.

„Bleiben Sie, mein Herr!" rief Florval gebieterisch. „Niemand weiß mit meinen Rappen Bescheid, als ich selbst, ich werde sie zur Ruhe bringen."

Die Stimme des Sängers drückte wie eine eiserne Faust den dienstfertigen Pariser auf seinen Sessel nieder. Florval ging hinaus und zwar den Weg so sicher wählend, als sey er im Schlosse gänzlich zu Hause. Dem Baron fiel dies auf. Der Pariser erklärte es durch eine starke Dosis von Ortssinn, der oft ganz wunderbar wirke. Er wollte mehrere Beispiele aus dem Feldzuge von 1814 er-

zählen, wie Kosacken, ohne zu fragen, immer der Nase nach, vom Donn bis an die Elbe gelangt wären (weiter nach Frankreich zu verschwieg er); aber ich unterbrach ihn mit dem Vorschlage, den Fremden aus einem Fenster zu beobachten, weil es doch interessant wäre, zu sehen, wie dieser mit den Pferden umgehe. Mein Vorschlag wurde angenommen. Wir eilten auf einen Corridor, dessen Fenster gerade auf die Ställe hin sahen und öffneten eines derselben. Die Stallthür war offen. Es war seltsam hell in dem Raume, doch schien diese Helle von einer Lampe auszugehen, die regelmäßig aufflammte und dann wieder zu verlöschen drohte, ungefähr wie ein Kohlenfeuer, das vermittelst eines Blasebalgs in genau abgemessenen Pausen angefacht wird. Wir konnten die Rappen des Fremden nicht sehen, aber zwei Pferde, die dem Baron gehörten, waren uns sichtbar. Die Mähnen der Thiere sträubten sich auffallend, und sie drängten einander in die Ecke, als ob sie eine ungewöhnliche Furcht überkommen wäre. Florval mußte schon im Stalle seyn, denn es tönte kein Laut daraus hervor; die Rappen hatten ohne Zweifel der bekannten Stimme des Herrn gehorcht. Wir warteten auf seine Rückkehr, aber vergeblich. Eine große schwarze Katze, die mit ihren grünleuch-

tenden Augen zu uns emporblickte, schritt quer durch den Hof, sonst war nichts Lebendiges zu sehen. Wir schlossen das Fenster nnd begaben uns in den Saal. Florval hatte längst seinen Platz wieder eingenommen und befand sich mit der Baronin in tiefem Gespräche. Er vertheidigte mit Eifer und in einer gewandten Dialektik die Emancipations-Theorie, wie sie von George Sand aufgestellt wird, und erklärte sich gegen Alles, was einer Ehe ähnlich sähe. Die Baronin hing zu sehr an ihren alten Vorurteilen, als daß die Ansichten des Fremden bei ihr hätten Eingang finden können. Aber auch Margareth, obgleich dies Kapitel doch für sie von größerem Interesse war, als für die Baronin, lieh dem geistreichen Sprecher das Ohr nicht; sie hörte andächtig eine Geschichte an, die ihr der Cousin halbleise erzählte. Florval schien dies zu mißfallen. Er sandte stechende Blicke auf das Liebespaar, und es schien wahrlich, als ob auch er in Betreff des hübschen blonden Kindes einige Eifersucht empfände. Als wir unsere Verwunderung darüber zu erkennen gaben, daß er so geschwinde zurückgekehrt sey, erklärte er uns dies durch die eigenthümliche Art, seine Rosse zu bändigen.

„Ich brauche keine Hand und kein Wort,“ sprach er, „es bedarf nur eines Blickes von mir,

und die Thiere wissen, was ich will. Als ich auf der Landstraße mein Pferd parirte, habe ich bloß die Augen geschlossen. Soll das Pferd rechts gehen, so blinzele ich mit dem rechten Auge, soll es links treten, so thue ich dasselbe mit dem linken Auge. Ich wollte Ihnen zeigen, daß ich mein Reitpferd mit dem Blick zu mir heranziehen kann, ich sehe nur so auf dasselbe."

Er öffnete weit seine schwarzen Augen und sah mir gerade in das Gesicht. Es war mir, als wenn ein plötzliches Wetterleuchten in düsterer Nacht mich geblendet hätte, ich mußte niedersehen, und auf dem weißen Tischtuch tanzten lauter rothe Flammen vor meinem Blick umher. Als ich bei günstiger Gelegenheit mit dem Pariser heimlich über diese neue und etwas unwahrscheinliche Weise, Pferde zu dressiren, sprach, versicherte dieser, gehört zu haben, daß Rustan, Napoleons Mameluck, ganz ebenso mit seinem Pferde umgegangen sey, daß er selbst, wenn man ihm nur drei Monate Zeit lassen wollte, das Experiment auszuführen sich erböte.

„Es geschieht," sprach er belehrend, „durch den animalischen Magnetismus. Wenn gleich unsere Akademie das Daseyn dieser Kraft in Abrede stellt, so gibt es doch eine Menge von Leuten, die daran glauben. Man versichert, daß ein Mag-

netiseur mit den Augen Personen zu sich hinzuziehen im Stande sey. Daß ein Mensch stärkeren Willen zum Widerstreben habe, als ein Pferd, ist unleugbar. Menschen lassen sich nicht einmal gutwillig Steuern auflegen, geschweige denn Sattel und Zaum. Wer also magnetische Kraft besitzt, der muß ein Pferd noch leichter mit den Augen beherrschen, als einen Menschen. Florval ist Magnetiseur, daran ist kein Zweifel!"

War die Sache wunderbar, so schien diese Erklärung eben nicht geeignet, sie auf natürliche Kräfte zurückzuführen. Mir klang das Ganze fabelhaft und ich glaubte eine Persiflage darin zu erkennen, da während des Sprechens der Ausdruck von Verspottung um des Sängers Mund sich so recht bemerkbar machte.

Dem Baron schien auch die Erzählung von der Dressur des schwarzen Pferdes ganz unglaublich, doch besaß er zu viel Politesse, einem Gaste offen zu widersprechen, er begnügte sich damit, sein Verlangen zu äußern, Herrn Florval zu Pferde zu sehen. „Wenn Sie uns noch einige Tage das Vergnügen schenken," sprach er; —

Florval lächelte. „Wo bin ich in einigen Tagen?!" nahm er das Wort. „Ich muß genau

meine Urlaubszeit halten. Gegen 1 Uhr, noch in dieser Nacht, muß ich hinweg."

„Ach, das ist Jammerschade!" rief der Pariser, „sind Sie denn so gewissenhaft? Ein Künstler, wie Sie, pflegt sich doch nicht so ängstlich an den Contrakt zu binden. Wenn eine vierwöchentliche Kunstreise unternommen wird, so werden stillschweigend sechs daraus, daran ist man schon gewöhnt. Levasseur — —"

Florval unterbrach ihn: „Nicht Alle haben eine so bedeutende Stelle inne, wie ich."

„Wie gesagt, es ist Jammerschade!" klagte der kunstsinnige Pariser, „wir haben gedacht, noch von Ihrem schönen Talent Vortheil zu ziehen. So sollten Sie uns doch wenigstens hier etwas zum Besten geben!"

Alle vereinigten sich mit dem Pariser, den Sänger um den Vortrag einer Pieçe zu bitten.

„Ich bin wohl nicht bei Stimme," erwiederte dieser, „indessen erlauben Sie mir eine kleine Probe." Er hob das Weinglas und sang: „Ja, das Gold ist nur Chimäre!" Die Fensterscheiben bebten bei seinem Tone, und alle leeren Gläser gaben einen heulenden Klang von sich, als wenn man ihren Rand mit nassen Fingern bestriche.

Der Pariser drang in den Sänger, mit ihm

eine Pieçe aus Robert zu singen, er versicherte, daß er die Tenorstimme im Terzett vollkommen inne habe, ja, daß er sogar schon in einem Privathause mit Levasseur dieselbe zu singen gewürdigt worden sey. Ich bemerkte, daß zu einem Terzett drei Personen gehörten und daß dies Musikstück ohne Alice schwerlich die beabsichtigte Wirkung hervorbringen werde. Der Pariser lachte über seine Zerstreutheit und wandte sich an Margareth mit der Frage, ob sie nicht Lust hätte, die Partie der Alice zu übernehmen. Margareth versicherte, daß sie gar keine Sängerin sey. Der Pariser äußerte den genialen Vorschlag, Mademoiselle ***, welche bei der fameusen Vorstellung mit Florval die Alice gab, herkommen zu lassen. Der Baron wollte Einwendungen machen, sey es, daß ihm diese Aushülfe zu zeitraubend oder anstandswidrig vorkam. Der lebhafte Franzose schien das Letzte anzunehmen, er versuchte dem Baron zu demonstriren, daß es zum guten Tone gehöre, Talente der Bühne zu nächtlichen Gesellschaften einzuladen, daß in Paris die Namen Dorus, Damoreau, Grisi genannt werden müßten, wenn man die Mitglieder eines eleganten Cirkels herzählt, und daß in London die Sängerinnen zu den routs oft erst nach Mitternacht kämen. Der Baron entgegnete, er füge sich in Al-

les, was seine Gäste wünschten, glaube nur, die Dame werde Schwierigkeiten machen, dem Rufe Folge zu leisten.

„Schwierigkeiten?“ nahm der fremde Sänger spöttisch lächelnd das Wort, „sie wird keine Schwierigkeiten machen, wenn ich sie holen lasse.“ Er sah auf seine Uhr und fuhr fort: „Es ist eine Viertelstunde vor Mitternacht und ist gerade die rechte Zeit. Hurrl soll sie bringen!“

Diese Worte wurden mit einer Bestimmtheit ausgesprochen, als ob der Sänger jedem Widerspruch vorbauen wollte. Er schien ein wahres Vergnügen darin zu suchen, der Gesellschaft Proben seines Talentes zu zeigen, und keine Mühe schien ihn zu verdrießen, den projectirten Gesang zu Wege zu bringen. Er erhob sich und ging hinaus, um Hurrl Befehle zu ertheilen. Es war auffallend, daß er augenblicklich zurückkehrte und man sogleich den Hufschlag eines Pferdes im Hofraum hörte. Niemand konnte sich erklären, wie es möglich war, in so kurzer Zeit den Ritt anzuordnen, geschweige denn zu satteln und abzureiten. Florval nahm ruhig seine Stelle wieder ein und sagte: „Um zwölf Uhr ist sie hier.“

„Excellent!“ rief der Pariser, „das nenn' ich ein Conzert improvisiren! Aber wer wird uns accompagniren?“

„Hurrl,“ erwiderte Florval.

„Ihr Diener?“ fragte der Pariser erstaunt, „ist der Mensch musikalisch?

„Höllisch,“ versicherte der Sänger, „er ist es, „der Paganini den ersten Unterricht gegeben hat.“

„Maestro Hurrl?“ exclamirte der Franzose, „in keiner Kunstkritik ist bisher seiner gedacht, auch hat Paganini nie mit einer Sylbe von diesem, seinen Lehrer gesprochen!“

„Das glaub' ich wohl,“ nahm der Sänger das Wort, „Hurrl erschien nur bei Paganini, als dieser im Kerker saß und verzweiflungsvoll fluchte. Von einer solchen Zeit pflegt man nicht gern zu sprechen.“

Man konnte dem Pariser anmerken, daß er die ganze Geschichte für eine Fabel hielt, er schüttelte lächelnd den Kopf, erwiderte aber nichts.

Der Baron bedauerte, daß der alte Flügel in so schlechtem Zustande sich befände, es sey ein Erbstück und seit langen Jahren nicht gespielt.

„Ich will ihn versuchen,“ fiel ihm der Sänger in die Rede, „und sollte es nothwendig seyn, ihn auch ein wenig stimmen.“

„Ach Gott, wir haben keinen Stimmhammer!“ rief Margareth.

Der Sänger fuhr schmerzhaft zusammen, es schien ein Krampf seine Glieder zu fassen. Nach einer kleinen Pause sprach er: „Ich bedarf nur meiner Hände.“

Man öffnete das Instrument. Florval fuhr mit seinen langen Fingern gewandt darüber hin. Da viele Töne unrichtig klangen, so gab er verschiedene Octaven an, hörte, welche Saite verzogen sey und drehte dann mit der rechten Hand den Stift, so daß Jene augenblicklich stimmte. Hiezu war eine beinahe übernatürliche Stärke erforderlich. Plötzlich unterbrach er sich mit den Worten: „Gut, daß ich fertig bin, die Sängerin muß sogleich eintreffen!“

Die Neugierde trieb mich zum Fenster. Wer schildert meine Ueberraschung! In dem falben Scheine, der die Gegend bedeckte, sah ich Hurrl auf seinem Rappen im vollen Carriere dahersprengen, hinter sich eine weibliche Gestalt mit sich führend, die sich mit beiden Armen fest um den Reiter geschlungen hatte. Diese Weise, eine Dame zu einer Abendgesellschaft abzuholen, war höchst sonderbar, und ich hüthete mich wohl, der Familie des Barons etwas von Dem, was ich gesehen

hatte, zu erzählen. In nicht geringer Spannung verließ ich das Fenster und wartete auf das Eintreten der Dame. Sie erschien bald darauf mit ihrem Begleiter. Ihre kokette und freie Begrüßung contrastirte mit den hohlen Augen und den blassen Wangen, welche uns Allen auffielen. Sie glich mehr einem durch wunderbaren Mechanismus bewegten Automate, als einem Menschen. Hurrl nahm den Platz am Pianoforte ein. Der Pariser reichte der Prima-Donna galant die Hand, um sie an ihre Stelle zu führen; er beklagte das zarte Wesen, welches noch von der Nachtluft ganz durchkältet schien. Florval näherte sich und gab das Zeichen zum Beginnen der Musik.

Man sang. Dies waren keine menschliche Stimmen! Selbst der Pariser schien einer fremden geheimnißvollen Kraft seinen Körper zu leihen. Es war ein Terzett von Erde, Hölle und Himmel; der Erde mit ihrer Zweifelangst, ihrem Ringen nach Trost und Wahrheit, dem Himmel mit seiner Liebe, seinen Engel-Hymnen und seinem Jubel ohne Ende und der Hölle mit ihrem Grollen der Verzweiflung, mit ihrem Triumph des Bösen und dem wilden, satanischen Gejauchze. Nein, der Flügel begleitete nicht, er schien nur zu begleiten: dasselbe

unsichtbare Orchester, welches uns schon einmal mit Grauen erfüllt hatte, griff in den Gesang magisch ein; es war ein fürchterlich=erhabener Einklang, ein Zusammenwirken, über welches man erstaunen mußte, während die Pulse vor Entsetzen zu stocken drohten. Daß unsere Nerven nicht unterlagen, während die Musik doch die alten Mauern des Schlosses zu erschüttern schien, ist unbegreiflich. Es herrschte eine begierige Aufmerksamkeit auf jede Note unter den Zuschauern, und erst gegen Ende des Vortrags fühlten wir uns alle wie von einer Betäubung erfaßt, die, der Wirkung des Opiums gleich, einen unwiderstehlichen Hang zum Schlummer erzeugte. Die große, alterthümliche Uhr des Saales schlug Eins, als wir die Augen öffneten. Der Pariser lag in einer Ottomane, sichtbar erschöpft von seiner ungewohnten künstlerischen Anstrengung. Floral, Hurrl und die Sängerin waren verschwunden. Ich fragte den Pariser, ob er die Fremden begleitet habe, er versicherte indessen, daß er unmittelbar nach dem Schlusse des Gesanges sich genöthigt gesehen hätte, ein Paar Minuten mit geschlossenen Augen auszuruhen, daß während dessen das Hinausgehen der Gäste stattgefunden haben müßte. Der Baron betheuerte, nie Aehnliches gehört zu haben und seine ganze Familie stimmte

ein. Aber man fand es nicht artig, daß Florval ohne Abschied davon gegangen sey.

Sie müssen sich darüber nicht wundern", nahm der Pariser das Wort, „die Künstler haben ihre Eigenthümlichkeiten. Levasseur selbst ist nicht davon frei. Sie sollten das Terzett von Levasseur hören!"

„Der fremde Herr hat uns übrigens angezeigt, daß er um ein Uhr schnell abreisen würde," sagte die Baronin, „die Stunde hat ihn vielleicht überrascht und er konnte sich mit Begrüßungen nicht aufhalten."

Es ist Weise der Damen, zu begütigen.

Magarethens Bräutigam äußerte den Wunsch, zu wissen, wer eigentlich dieser Sänger sey.

Da ertönte es plötzlich in dem offenen und verwaisten Flügel, und leise, wie aus weiter Ferne, ließ sich die Melodie aus Robert vernehmen: „Der Teufel ist's! der Teufel ist's!" — Wir Alle hörten das Klingen, nur der Pariser behauptete, es habe sich Nichts gerührt. Mein Blick fiel zufällig auf das Bild Rudolphs des Verdammten. Der Kopf hatte ganz sein frisches Colorit wieder, aber als mein Auge dem seinigen begegnete, kam

es mir vor, als nicke er bestätigend. Ich verschwieg wohlweislich diese Bemerkung, denn ich sah voraus, daß der Pariser mich tüchtig auslachen werde und daß ich ohne eine Strafpredigt, den Gespensterglauben der Deutschen betreffend, nicht loskommen möchte.

Seltsam war es immer, daß nach Jahresfrist, als ich Margarethen mit ihrem Manne (sie hatte den Cousin geheirathet) im Bade zu *** begegnete und das Gespräch auf den musikalischen Abend fiel, der Capitain behauptete, für gewiß erfahren zu haben, daß die Sängerin, welche so bereitwillig die Partie der Alice übernahm, in derselben Nacht um 12 Uhr plötzlich gestorben sey. Ich dachte des schauerlichen Rittes durch den falben Schein, und Bürgers Leonore trat vor meine Phantasie. „Sollte das wirklich eine Erscheinung gewesen seyn?" fragte ich schüchtern. Margarethe wurde ernst. Aber der lebenslustige Capitain lachte und meinte, man habe sich einen phantastischen Scherz gemacht, das Ganze sey ja von Theaterpersonen ausgegangen, und diese hätten berechnet, daß eine solche düstere Composition unter mysteriösen Nebenumständen den größten Effekt hervorbringen müsse. „Mein Frauchen hängt auch noch an solchem Aberglauben," setzte er hinzu,

„sie hat nicht nachgegeben, bis ich daß Bild von Rudolph dem Verdammten in einen entfernten Flügel des Schlosses verwiesen habe. Der ließ ihr keine Ruhe! Nun ist sie zufrieden!“ — Ein zärtlicher Druck mit der kleinen niedlichen Hand lohnte ihm von Seiten der Gattin.

„Mir kommt jener Abend wie ein Traum vor,“ sprach ich, „und wenn wir Jemandem davon erzählen, der muß glauben, wir erfinden, oder übertreiben doch wenigstens, und doch ist Alles wirklich geschehen!“

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Gedruckt bei Wilh. Ludwig Anthes. Neß No. 8.

BUCHBINDEREI
von
B. KREPPEL

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Töpfer, Karl,

Novellen und Erzählungen

Bd.: Band 2

Hamburg 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.813-h(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722890-1